Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt

Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund

Band: - (1911)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

St. Elisabeths-Rosen

Herausgegeben vom Schweiz. Katholischen Frauenbund

Landesbibliothek 1911 Nr. 5788 Bern

Der „Kath. Frauenzeitung" Neue Folge

Luzern: Druck und Verlag: Raber & Cie

1911 Heft 1

Junge Töchter,

welche sich dem Missionsberufe für Schule u. Krankenpflege in den **Vereinigten Staaten Nordamerikas** widmen möchten, erhalten Auskunft, Prüfung u. Vorbereitung auf ihre Tätigkeit durch die Oberin des

St. Josephs-Asyl
Einsiedeln (Schweiz).

Kirchenkerzen Wachsrodel
Räber & Cie., Luzern.

Dick und rund

werden Ihre Kinder, wenn sie **Mellin's Nahrung** nehmen. Leichtverdaulichstes, stärkefreies Nährmittel.
In allen Apotheken u. Droguerien.

Buch der Wünsche.

Eine Sammlung von Gelegenheits-Gedichten und Glückwünschen für Schule und Haus von
Hedwig Dransfeld.
Enthält Neujahrsgrüße, Namenstags- u. Geburtstagswünsche, Festaufführungen, Polterabend- und Hochzeitsgedichte, Willkommen- u. Abschiedsverse, Jubiläums-Gedichte, Stammbuchverse ꝛc. ꝛc.
Preis 75 Cts., geb. Fr. 1.25
Breer & Thiemann
Verlag, **Hamm**, Westfal.
Zu beziehen durch
Räber & Cie., Luzern.

das beste aller
Schuhglanzmittel
SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHULER & Cie.

Eine Sorge weniger

haben diejenigen Hausfrauen, die sich ihre Hauskonfekte nicht mehr selber herstellen, sondern sich diese lieber von der rühmlichst bekannten Firma **Ch. Singer, Basel**, kommen lassen.

Singers Hauskonfekte sind den selbstgemachten nicht nur vollkommen ebenbürtig, sondern sie bieten eine viel reichhaltigere Auswahl in stets frischer Qualität. Postkollis von 4 Pfund netto, gemischt in 10 Sorten, Fr. 6 franko durch die ganze Schweiz.
Zahlreiche Anerkennungen.

LEIDBILDCHEN liefern billigst
Räber & Cie., Luzern

RÄBER & Cie
BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG
Ecke Franken-Morgartenstrasse
Filiale: Kornmarktgasse **LUZERN**

Bücher aus allen Wissensgebieten — *Fach- und Standesschriften — Unterhaltungslektüre — Reiseliteratur u. Kartenwerke — Andachtsbücher — Feine Devotionalien*

Die **Buchdruckerei** empfiehlt sich für rasche und billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Papierhandung en gros und détail — Alle Artikel der **Schreibwarenbranche**

J. B. Diel
Novellen

7. u. 8. Aufl. Mit Zeichnungen von F. Bergen. Geb. *M* 4.—

Erzählungen, frisch wie Waldesduft, echte, warmherzige Kinder der Romantik. Diel erinnert viel an Eichendorff. Eine spannende und veredelnde Lektüre in schmucker :: :: Ausstattung. :: ::

Verlag v. Herder in Freiburg. Durch alle Buchhandlungen :: :: zu beziehen. :: ::

St. Elisabeths-Rosen

Monatsschrift für die christliche Frauenwelt

Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes

Redaktion: Anna Winiſtörfer.

1. Heft | Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr | 1911

Der Mutter Segensspruch.

Ein Edelweib von sanfter, milder Güte,
Das hatte Graf von Andechs sich gefreit;
Und aus dem alten Stamm die neue Blüte
Entspross, entfaltete die Blätter breit.
Der Knabe wuchs. Sie lehrt ihn plaudern, singen.
Sie herzt ihn, lenkt so ganz nach Mutter Art
Sein lallend Wort, sein liebliches Gelingen
Den ersten Schritt auf dieser Erdenfahrt.

Und stets bezeichnet sie beim Abendsegen
Mit einem Kreuz ihm Stirne, Mund und Herz
So dass er nimmer wollte hin sich legen
Eh' er gesegnet mit des Heilands Schmerz.
Dann sprach das Mütterlein: „In den drei Namen
Des ew'gen Vaters und des Sohnes und
Des heil'gen Geistes segne ich dich, Amen."
Und küsste innig drauf den Kindermund.

Da kam die Pest mit dunklen Knochenhänden.
Graf Andechs, siehst du dort die Riesenfaust?
O, hüt dein Weib! Er will es dir entwenden
Der schwarze Tod, der durch die Täler braust!
Der Graf stritt um sein Weib wohl lange Nächte,
Er rang so hart, — doch Sieger blieb der Tod.
Der kleine Rolf, der jüngste vom Geschlechte
Ward mutterlos beim achten Morgenrot.

Verzweifelnd sitzt der Graf im leeren Zimmer.
Sein Gott war jenes Weib. — Es ist dahin!

Da naht im Hemdlein Rolf beim Abendschimmer;
Der Vater möcht am liebsten ihm entflieh'n.
„Die Muhme brachte mir so liebe Kunde,
Dass Mütterchen im Himmel stets mich schau;
Erwartet hab ich es wohl eine Stunde,
Weil ich ohn' Segen nicht zu Bett getrau."

Dem Vater flimmert es vor seinen Augen:
„Rolf, komm, ich — sprech — den Segen heut mit dir,"
Beginnt, doch keines seiner Worte taugen
Zum Nachtgebet für dieses Kindlein hier.
Er sinnt und denkt des Weibes sanftem Flehen:
Sie konnte beten — und er konnt es nicht;
Und doch — durchzittert ihn ein Frühlingswehen,
Als der erstaunte Knabe lächelnd spricht:

„Pass, Vater, auf! Ich will dich beten lehren
Denn so wie du, tat es die Mutter nicht!"
Er fasst des Vaters Hand. Da hilft kein Wehren,
Steht auf die Zehen, zeichnet fromm und schlicht,
Dem Vater seinen eignen Daumen führend
Ein kleines Kreuz ihm auf die Stirn, den Mund,
Die Mannesbrust, spricht ernst und ganz gebührend
Mit heller Knabenstimm die Segenskund:

— — — — In den drei heil'gen Namen
Des ew'gen Vaters und des Sohnes und
Des heil'gen Geistes segne ich dich, Amen."

Ein Weihnachtsabend.

Nach dem Französischen von M. B. (Schluß.)

Eine Viertelstunde später stieg der Abbé aus seinem Fiaker, betrat ein neues Haus an der Rue des Rennes und erkundigte sich beim Portier nach Mr. Henri Burtal. Dieser, der echte Typus eines Pariser Concierge in Schlafrock und Hausmütze las gerade die Zeitung und — ungehalten über den kalten Luftzug, der zur offenen Türe hereinkam, und über die ihm wenig sympathische Erscheinung des Geistlichen, gab kurzen, barschen Bescheid: Im dritten links.

Eine Messingplatte mit dem Namen Henri Burtal, Architekt, zeigte dem Abbé, als er oben angelangt war, die Wohnung desjenigen an, den er aufzusuchen hatte. Auf sein Läuten erschien eine wohlbeleibte Alte in großer, weißer Haube, anscheinend ein Wärterin, welche beim Anblick des Priesters ärgerlich rief:

„Immer noch nicht die Hebamme!"

„Ich fürchte, sehr ungelegen zu kommen", stotterte der Abbé erschrocken. „Aber ich wünsche nur eine kurze Unterredung mit Herrn Burtal, wenn es möglich ist."

„O, Sie können hier eintreten, in das Zimmer des Herrn. Er ist bei seiner Frau, welche seit Mittag in den Wehen liegt. Ich werde ihn rufen, er kann uns doch nichts helfen."

Allein gelassen, beschaute der Abbé, um sich die Zeit zu vertreiben, die auf dem Arbeitstisch ausgebreitete Zeichnung. Sie stellte ein kleines Bahnhofgebäude vor, wie sie draußen auf dem Lande sind, mit nur einer, wenig befahrenen Linie. Es war eine äußerst exakte Arbeit, nichts fehlte, auch nicht der Güterschuppen und andere kleine Dependenzen. Nach weiterm Umschauen bemerkte der Abbé noch andere Ansichten von kleinen Stationsgebäuden — es war dies augenscheinlich eine Spezialität von Hrn. Burtal, welcher es jedenfalls noch nicht so weit gebracht hatte, Pläne zu zeichnen für Kathedralen, königliche Paläste, oder Opernhäuser. Höchstens deutete ein im Hintergrund des Zimmers hängendes Aquarell darauf hin, daß Herr Burtal seinerzeit eine italienische Reise gemacht und von Ruhm geträumt hatte.

Dieser Herr war allem Anscheine nach doch ein armer Teufel, dem das wiedererlangte Geld gewiß das höchste Glück bedeuten würde, und diese Voraussetzung erfüllte den Abbé mit Genugtuung.

Nun trat Herr Burtal ins Zimmer; welch' schöner blonder Mann das war! Er bat den Abbé mit vor Aufregung zitternder Stimme, daß er ihn habe warten lassen. „Man wird Ihnen gesagt haben . . . Ach, meine arme Cécile; es ist ihr erstes Wochenbett. Und ich muß zusehen, wie sie leidet und kann ihr nicht helfen!"

„Aber bitte, mein Herr, nehmen Sie Platz."

Der Abbé Moulin hatte keineswegs das Aussehen eines bischöflichen Priesters oder eines Generalvikars, welcher allenfalls den Entwurf zu einer Kathedrale bestellen will. Der Architekt wußte aber,

daß die Geistlichkeit viel bauen läßt, und hoffte, einen Auftrag zu erhalten, wer weiß? Die Erstellung eines Klosters, eines Hospitals, einer Kirche, und überwand daher mit großer Willenskraft seine innere Unruhe.

„Sie werden, mein Herr, die Störung in dieser für Sie so kritischen Stunde sogleich verzeihen, wenn Sie die Mission erfahren, die mich zu Ihnen führt. Bereiten Sie sich auf ein sehr glückliches Ereignis vor. Ihr ehemaliger Bankier, Renaudel . . . .

„Dieser Schurke!"

„Zahlt zurück, was er genommen hat, Ihnen, mein Herr, und andern. Ich habe Ihnen diese Anweisung auf 567,899 Fr. zu übergeben."

Ei der Tausend! Das war freilich etwas mehr als eine Bestellung!

Wenn der Kaiser von China in Person, begleitet von allen seinen Mandarinen, gekommen wäre, Henri Burtal um Erstellung eines Pagoden mit 40 Stockwerken à la Eiffelturm zu bitten, das hübsche, sympathische Gesicht des jungen Mannes hätte nicht mehr Freude und Ueberraschung ausdrücken können!

Als er sich seines unverhofften Glückes versichert, und das bedeutungsvolle Papier von allen Seiten betrachtet hatte, rief er mit strahlenden Augen:

„Welch' ein Glück! Aber", fuhr er mit plötzlich erregter Stimme fort, „dieses Vermögen erschreckt mich jetzt im Augenblicke, wo meine arme Frau vielleicht in Todesgefahr schwebt! Ach, Herr Abbé, wir haben es nicht leicht, meine liebe Frau und ich. Um leben zu können, nahm ich die niedrigste Berufsart an und bin glücklich, wenn ich nur Beschäftigung habe. Nein, es geht uns nicht sehr gut, aber auf Ehrenwort, wenn zu dieser Stunde mir jemand sagen würde: „Wirf dieses Papier ins Feuer und Deine Frau wird glücklich niederkommen — fürwahr, ich würde es tun, denn dieses Geld flößt mir Furcht ein. Mehr als eine halbe Million", murmelte er, als er die Quittung unterzeichnet hatte. „Der große Wohlstand von früher, zur Zeit, wo ich eigentlich nicht einmal glücklich war. Es ist kaum zu glauben, aber ich kenne das Glück erst seit meinem Ruin."

„Auch dieser", dachte der Abbé, „das ist doch merkwürdig. Wie sagten Sie soeben? Ihr Leben sei hart und mühsam?"

„Ich hatte Unrecht", fiel der hübsche, junge Mann ein. „Seit vier Jahren ist es ja schön, herrlich, ich liebe und werde geliebt. Ein tie-

fes, wahres Gefühl läßt uns alles ertragen. Und ohne das Elend hätte ich nie erfahren, daß Cécile mich liebte, mich, den ausschweifenden, leichtsinnigen Menschen.

Ich war reich, frei in meinem Tun und Lassen, wollte jede Blume pflücken, die mir gefiel, und hielt mich für unwiderstehlich. So dachte ich auch von Cécile. Sie war Telegraphistin und wohnte mit ihrer Mutter in meiner Nachbarschaft. Ich näherte mich ihr, aber sie erriet meine unreine Absicht, und wies mich zurück, ohne Zorn, nur mit traurigem Blick. Sie heiraten? Ja, ich hätte es gekonnt, nahm aber die Sache zu leicht. Auch machte ich in jenen Tagen die Bekanntschaft einer jungen, schönen Schauspielerin, die mich ganz gefangen nahm. Ich überschüttete sie mit Geschenken aller Art, und ein gut Teil meines väterlichen Erbes war bereits verbraucht, als Renaudel die Flucht ergriff, das heißt, den Rest veruntreute. Sobald die Schauspielerin davon hörte, zog sie sich von mir zurück und man sah sie schon andern Tags an der Seite eines fürstlichen Gönners. Verarmt, mit wundem Herzen mußte ich irgend eine Arbeit suchen — ich war tief unglücklich. Eines Abends kehrte ich müde und verstimmt von abermals vergeblichen Gängen heim, als mir Cécile in Trauerkleidung begegnete. Sie reichte mir froh überrascht die Hand, erzahlte mir vom Tode ihrer Mutter und bezeugte innige Teilnahme an meinem Unglücke. Ach, Herr Abbé, ich weiß nicht, was ich ihr alles sagte, ich bat sie um Verzeihung, die sie mir gerne gewährte. Nun, wir verlobten uns — und am Vorabend unserer Hochzeit erhielt ich diese Stelle als Architekt bei einer Eisenbahngesellschaft. Seither sind wir glücklich, trotz unserer beschränkten Verhältnisse.

Doch das ist ja jetzt vorbei, ich bin reich, und kann meiner lieben Frau alles kaufen, was sie so lange entbehren mußte. Aber ach, Herr Abbé, jetzt leidet sie, geben Sie mir Mut und Hoffnung, beten Sie für meine arme Cécile, sagen Sie mir, daß Kinder, am Weihnachtsabend geboren, glücklich zur Welt kommen."

Der alte Vikar, zu Tränen gerührt, drückte die Hände des Architekten und war im Begriff, ihm tröstend zuzusprechen, als die Türe aufgerissen wurde, und die Wärterin aus allen Kräften rief:

„Ein Sohn! Und alles ist gut gegangen!"

Seinen Besuch vergessend, stürzte der glückliche Vater aus dem Zimmer, und der Abbé, indem er auf die Uhr sah, welche auf 9¾

zeigte, wollte sich unbemerkt entfernen, als Herr Burtal freudestrahlend zurückkehrte.

„Nein, nein, so dürfen Sie nicht fort. Ich bin so glücklich, es ist ein hübscher, kräftiger Junge. O, ich möchte so gern Jemand Gutes erweisen. Sie kennen so viel Elend, Herr Pfarrer, ich bitte Sie, sagen Sie mir, wo ich helfen kann, da ich nun reich bin."

„Nun wohl, mein lieber Herr," antwortete der Priester, welcher seine Armen im Quartier Mouffetard nie vergaß, „wenn die Armut Ihnen zu Liebe und Glück verhalf, so kenne ich dagegen zwei junge Leute, die aus Armut sich nicht heiraten können."

„Sie sollen 1000 Franken bekommen", sagte der glückliche Mann, indem er vom dem Vikar Abschied nahm. „Kommen Sie, wann Sie wollen, Herr Abbé, um diese Summe zu holen. Und ich zähle darauf, daß Sie meinen Kleinen taufen; nicht wahr, wir werden ihn Noël heißen?" —

* * *

Als der Fiaker des Abbé Moulin bei dem Palast des Marquis von Campdecamp angefahren kam, fand dort großer Empfang statt. Eine Menge Equipagen führte die vornehmen Gäste herbei; die Eingangshalle war mit Teppichen und Blumen prächtig geschmückt, und ein Bedienter in glänzender Livrée musterte sehr von oben herab den etwas schäbig aussehenden Priester, der sich aber nicht einschüchtern ließ.

„Ich muß durchaus den Herrn Marquis einen Augenblick sprechen", sagte er zu dem Lakai.

„Der Herr Marquis hat große Gesellschaft und wird Sie wohl kaum empfangen."

Aber der Abbé gab nicht nach, dieser letzte Auftrag mußte noch ausgerichtet werden und schließlich tat das geistliche Kleid seine Wirkung: der Bediente willigte endlich ein, seinen Herrn zu rufen. Währenddem er wartete, sah der Vikar elegante Damen mit Juwelen geschmückt und in kostbare Pelze gehüllt, vorbeiziehen, und sogleich kam ihm der Gedanke an seine armen Lumpensammler, welche bei dieser Winterkälte ihre Decken und Matrazen ins Leihhaus tragen mußten, um nicht zu hungern. „Man kann sagen, was man will", murmelte der alte Pfarrer vor sich hin, „aber es ist doch nicht so gut eingerichtet in der Welt!"

Er mußte lange warten, bis endlich der Kammerdiener kam, und ihn in das Bibliothekzimmer führte mit dem Bemerken, der Herr Marquis lasse bitten, einige Minuten zu warten.

Aber sie wollten kein Ende nehmen, diese Minuten. Der Abbé betrachtete das Familienwappen des Marquis, welches über dem großen Kamin angebracht war und hörte die vielen Stimmen, die vom Nebenraum herübertönten: da war also die vornehme, die große, verführerische Welt!

Endlich öffnete sich die Türe und der Abbé befand sich dem Marquis gegenüber.

Eine vornehme Erscheinung! Etwas verlebt und blasiert sah dieser Edelmann aus, aber welche Haltung!

Mit stolzem Kopfnicken frug er:

„Sie wünschen, Herr Abbé?"

Der Mann mißfiel dem Abbé; er hatte ihn lange warten lassen, und so wollte er seinerseits nun auch keine Umstände machen, und eröffnete dem vor ihm Stehenden kurz:

„Renaudel, Ihr früherer Bankier, zahlt alles zurück. Hier Ihr Anteil, bitte um Quittung."

Dem Marquis stieg eine dunkle Röte ins Gesicht, aber er zeigte sich kaltblütig. Er setzte sein Monocle auf und prüfte die Anweisung sorgfältig auf ihre Richtigkeit, faltete sie zusammen, und ließ sie in die Westentasche gleiten. Dann unterschrieb er die Quittung und überreichte sie dem Abbé mit zwei Fingerspitzen. Der Priester grüßte, um sich zurückzuziehen, als der Weltmann plötzlich, wie gebrochen, in einen Fauteuil sank und schmerzlich bewegt seufzend stöhnte:

„Zu spät . . . . zu spät! . . ."

„Großer Gott! Herr Marquis, was haben Sie?" rief der Abbé bestürzt.

Aber Herr von Campdecamp erhob sich rasch mit zorngerötetem Gesicht.

Mit großen Schritten das Zimmer messend, rief er in bitterm Hohn:

„Ach wirklich, er erstattet, was er gestohlen hat, dieser Dieb! Er entschädigt seine Opfer, dieser Schelm, dieser Betrüger . . . Und mit Zinsen! . . . .

„Eine Million!. . ." schrie er dem Priester ins Gesicht, so daß dieser einen Schritt zurückwich.

„Ich pfeife auf seine Million! Ich habe deren zwölf . . . ! Die Millionen von Fräulein Mardok, das heißt, der Frau Marquise von Capdecamp, welche diesen Abend ein prächtiges Fest gibt und deren Toilette morgen in zwanzig Zeitungen beschrieben wird! Und das Geld meiner Frau, hören Sie? Es ist wie das Geld von Renaudel, es ist gestohlen! . . . . Eine Million? — Was meint er, daß ich mit seiner Million anfangen soll? Kann ich damit meine Ehre zurückkaufen?!

Sie wundern sich über meine Offenheit? Gleichviel; seit langem lastet mir das alles schwer auf der Seele. Ich muß mich erleichtern. Dieser elende Schurke gibt mir also mein Geld zurück und denkt, damit sei alles abgetan? Das ist arg. Bis zu dem Tag, wo er mich durch seinen Diebstahl ausgeplündert hat, habe ich wahrlich auch kein tadelloses Leben geführt. Ich hatte noble Passionen aller Art . . . . genug, ich wurde dieses Genußlebens überdrüssig und nahm mir vor, dasselbe aufzugeben und mich auf ein kleines Gut, das ich in der Mayenne besitze, zurückzuziehen. Plötzlich nahm dieser Renaudel die Flucht, und ich war vollständig zu Grunde gerichtet, nichts blieb mir, als eine Schar Gläubiger, die sich an meine Fersen hefteten. Was tun? Mit 47 Jahren läßt man sich nicht mehr für die Fremdenlegion anwerben. Arbeiten? Pfui! Und was hätte ich arbeiten können? Ich war feige. Ich dachte nach, ob ich etwas zu verkaufen hätte, oder ein Pfand, um von einem Juden Geld zu erhalten.

Ich fand ein solches." Und der Marquis deutete auf sein Familienwappen. „Es blieb mir dieses", fuhr er fort, „und ich tauschte es ein gegen die Millionen von Fräulein Mardok. Und nun bin ich der Schwiegersohn dieses Mardok, der durch seinen Wucher Arbeiter, Bauern und arme Leute betrogen hat, und welcher nach Recht und Gerechtigkeit eigentlich wie Renaudel im Gefängnis sitzen sollte.

Sagen Sie ihm dies, Ihrem Herrn mit den verspäteten Skrupeln; sagen Sie ihm, es sei sein Werk, wenn ich jetzt, nachdem ich vier Jahre verheiratet bin, immer noch denselben widrigen Geschmack im Munde verspüre, von der Schande, die ich hinunterwürgen muß.

Es gibt ja viele, die solches getan, wie ich, und nichts Böses darin sehen. Ich gebe nichts auf ihre Meinung. Nur eines wünschte ich mir — einen Händedruck von meinem Vetter George, und den kann ich mir nicht mit Geld kaufen. Das ist ein Ehrenmann, der beste in der ganzen Familie. Er ist arm, aber er will von seinen Verwandten

nichts annehmen. Obgleich er im Krieg 1870—71 den rechten Arm verlor, besorgt er seine kleinen Hausgeschäfte selbst und wohnt im fünften Stock eines bescheidenen Hauses, um etwas zu ersparen für solche, die es noch nötiger haben, als er. Aber seit meiner Heirat hat er sich von mir gewendet; er verachtet mich, und das — das tut mir weh, sehr weh!"

Und heiße Tränen rannen dem vornehmen, jetzt ganz gedemütigten Mann über die Wangen. Dieser aufrichtige Schmerz rührte den Abbé tief, aber wie konnte er da trösten?

„Ich gebe Ihnen ein recht lächerliches Schauspiel, entschuldigen Sie, Herr Abbé. Auf Ihre Verschwiegenheit kann ich zählen, sie ist ja eine Ihrer Priestertugenden. Aber ich hatte Unrecht, von Renaudel so zu sprechen, ich war zu streng. Schließlich kann er nichts dafür, daß ich Fräulein Mardok geheiratet habe.

Es ist glücklich sein Gewissen mit Geld von Schuld befreien zu können. Sagen Sie ihm, bitte, daß ich ihm Glück wünsche. Mein Diener wird Sie hinausgeleiten."

Der Abbé hatte wohl daran gedacht, hier am ehesten etwas für seine Armen zu erhalten, aber zu verlangen hatte er nicht den Mut. Und er glaubte zudem, daß dieses Geld ihm kein Glück gebracht hätte.

Der Marquis stand unbeweglich mit gesenkten Blicken vor dem Kamin unter seinem verkauften Familienwappen; voll Scham über seinen Verzweiflungsanfall und über die Niederlage seines Stolzes. Der Abbé grüßte stillschweigend und folgte dem Kammerdiener.

* * *

„Schon 11¼ Uhr; schnell nach der Rue de Clichy", sagte der alte Vikar zu dem Kutscher, als er aus dem Palais Capdecamp heraustrat.

Der Nebel war verschwunden, der Vollmond strahlte über der Erde.

Als der Abbé in seiner Wohnung angekommen war, von Müdigkeit erschöpft und verwirrt von den vier Besuchen, fand er Renaudel noch immer im Fauteuil sitzend und rauchend.

„Hier Ihre Quittungen", sagte der Abbé und öffnete ein Fenster, um den Rauch hinauszulassen.

„Sehr gut, Herr Abbé", gab der Exbankier zurück, indem er sich erhob, und seinen Reisemantel wieder anzog. „Von der Verpflichtung,

mir die mit meinem früheren Klienten gehabten Gespräche mitzuteilen, entbinde ich Sie. Ich würde trotz allem befürchten, keine Achtungsbezeugungen zu vernehmen.

Sie finden hier unter Ihrem Brevier die 1000-Frankennote; und abgleich ich jetzt gar nicht reich bin, lasse ich noch weitere 5 Louisd'or zurück. Ich kann meinem Viktor die vor einem Jahre versprochenen Bleisoldaten jetzt nicht mitbringen, und wünsche auch seine Kindheitserinnerungen nicht wach zu erhalten. Aber das tut mir leid, und um mich ein wenig trösten, haben Sie vielleicht die Gefälligkeit, für 100 Fr. Spielzeug zu kaufen, und dasselbe unter Ihre armen, kleinen Kinder im Namen des amerikanischen Christkindleins zu verteilen.

Aber der Schnellzug haltet nicht. Einen letzten Händedruck, Herr Pfarrer, und noch einmal — vielen Dank!"

Und ohne die Begleitung des Abbé anzunehmen, entfernte sich der sonderbare Mann.

Allein gelassen, setzte sich der Priester ans Fenster und träumte einige Minuten.

An diesem Abend, wo so große Summen durch seine Hände gegangen waren, hatte er den Beweis erhalten, daß Ruhm, Gesundheit, Liebe und Ehre — alles was das Leben wert macht, nicht mit Geld zu kaufen sei, und in seiner Herzenseinfalt gelobte er sich, in der Mitternachtsmesse Gott dafür zu danken.

In der Gesellschaft der Uebelgesinnten.

Biblische Stizze von A. Bl.

Diese Szene spielte sich in einem vornehmen jüdischen Hause ab. Jesus war von einem hochstehenden Pharisäer am Sabbat zu Tische geladen. Man durfte am Sabbat nicht kochen, wohl aber Gekochtes essen und andere damit bewirten. Die Einladung versprach keine Freude, denn sie entsprang nicht aus Hochachtung oder Wohlwollen, sondern aus Neugier und offenkundiger Arglist. Während der Mahlzeit wurde der Herr argwöhnisch beobachtet, denn die Pharisäer, die Zuträger der jüdischen Behörde, lagen ihrem „frommen" Späherdienste mit mustergültiger Pünktlichkeit ob.

Im Morgenlande gibt es neben den geladenen auch ungeladene Gäste: es ist der Straßenpöbel, der vor dem offenen Hoftore steht

und hereingafft. Unter diesen ungebetenen Zuschauern befand sich ein wassersüchtiger Mann. Nach dem Platze zu schließen, den er einnahm, hatten ihn die Pharisäer dorthin gestellt, um zu sehen, ob Jesus ihr Vorurteil betreffs Erlaubtheit des Heilens am Ruhetag respektieren werde oder nicht. Es war ja nicht das erste Mal, daß sie das Elend eines kranken Menschen als Fallstrick gegen den verhaßten Galiläer mißbrauchten. Aber diesmal kam ihnen der Herr auf halbem Wege zuvor, indem er ohne weiteres die Frage stellte: „Ist es erlaubt am Sabbat zu heilen?" — Verlegenes Schweigen folgt auf den unerwarteten Angriff. Sie wagten weder Ja noch Nein zu sagen. Ob sie das Volk fürchteten, oder den überlegenen Rabbi, oder beide zusammen, oder ob in ihrem innersten Herzen noch ein Fleck natürlich und gesund war, so daß sie unwillkürlich fühlten, es müsse doch immer erlaubt sein, Gutes zu tun? Item, sie schweigen sich aus und bejahen durch ihr Schweigen die an sie gestellte Frage. Das Evangelium berichtet mit gewohnter Kürze: „Er nahm den Mann bei der Hand, heilte ihn und ließ ihn gehen."

Jesus schätzte den Sabbat wahrlich hoch genug als Ruhetag, an dem auch der Aermste seiner hohen Bestimmung gedenken und der Liebe seines Gottes gewiß werden sollte. Aber die Zeitgenossen Jesu hatten aus dieser Wohltat des Himmels eine Last für den Leib und eine Fessel für die Seele geschaffen. Es ist ja leichter, ein Gebot sklavisch zu erfüllen, als in seinen Geist einzudringen. Es ist leichter, maschinenmäßig eine Anzahl von toten Regeln zu befolgen, als sich mit Selbstverleugnung in den Willen Gottes einzuleben. Es ist leichter, viel leichter, wie diese Pharisäer, ein klug ausgesponnenes System von Lehren und Formeln selbstgefällig zu vertreten, als — wie Jesus lehrte und wollte — Gott und den Mitmenschen aus ganzem Herzen zu lieben. Noch einmal wollte der Herr seinen Gegnern an einem Beispiel aus dem täglichen Leben schlagend und handgreiflich beweisen, daß ihre Auffassung des Sabbats falsch und unwürdig, daß überhaupt ihr ganzer religiöser Kleinbetrieb, den sie für Frömmigkeit ausgaben, in den Augen Gottes ein hohler, wertloser Buchstabendienst sei. „Wenn euch — so wendet er sich neuerdings an seine pharisäischen Mitgäste — ein Stück Vieh in die Zisterne fällt, zieht ihr es nicht alsbald heraus auch am Tage des Sabbats?" Sie konnten es natürlich nicht in Abrede stellen, sie fühlten das Erdrückende des Be-

weises. Ein Mensch, will der Herr sagen, ist doch wichtiger als ein Ochs oder Esel, und ein Stück Vieh aus einem Brunnen zu ziehen, erfordert offenbar mehr Mühe, stört also den Sabbat mehr, als einen Menschen mit einel bloßen Worte zu heilen. Die Liebe aber ist des Gesetzes Erfüllung, ein Werk der Liebe kann folglich auch nie dem Sabbatgesetze zuwiderlaufen.

Aber die Schälke sollten noch andere bittere Wahrheiten zu kosten bekommen. Anlaß dazu gab ihr eigenes Benehmen.

Einer der widrigsten Züge im Leben der Pharisäer war ihre Aufgeblasenheit, ihr ekliger Stolz. Kaum war das Mahl bereit und vom Hausherrn die Aufforderung zum Platznehmen gegeben, da erhob sich unter den geladenen Standespersonen eine jener unwürdigen Streitigkeiten um den Vorrang, welche die Menschennatur von ihrer kleinlichsten, verächtlichsten Seite zeigen. Der Asiate ist von Haus aus ehrgeizig, und diese aufgeblasenen Religionspächter mit ihrem vermeintlichen Seligkeitsmonopol waren es doppelt und dreifach.

Die Juden hatten damals von den Griechen und Römern den Gebrauch des Speisesofas angenommen, auf das man sich zu Tische hinlegte oder besser gesagt, den linken Arm aufstützend hinlehnte, während der rechte für die Bewegung frei blieb. Die Speisepolster waren gewöhnlich in Hufeisenform aufgestellt, der beste Platz war der mittlere auf dem Hauptsofa. Jesus bemerkte nun, wie jeder der Gäste darauf bedacht war, sich diesen Ehrenplatz zu sichern. Das veranlaßte ihn, diesen ehrsüchtigen Menschen eine kurze, aber gründliche Belehrung über die Haupttugend des menschlichen Lebens, insofern dieselbe zugleich wertbestimmend ist vor Gott, über die Demut, zu erteilen. Gott, will der Herr sagen, verfährt mit dem Menschen nach Art eines klugen Gastgebers. Denn wie ein eingebildeter, zudringlicher Mensch in der Gesellschaft sich auf Zurücksetzung gefaßt machen muß, um dem Bescheidenen Platz zu machen, so geht es auch im Reiche Gottes: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt, aber wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ Hochmut, Ausschließlichkeit und Selbstruhm sind vor Gott ein Greuel; ohne den Geleitsbrief der Demut wird niemand vor ihn treten dürfen. (Farrar, Leben Jesu, S. 415.)

Nun kommt die Reihe an den Gastgeber selbst.

Jesus hatte an ihm gleich anfangs die Schwäche bemerkt, daß er es mit den Großen hielt, wie denn auch die eingeladenen Gäste durchweg zu den Reichen und Vornehmen gehörten. Daher fängt der Herr, sich an den Pharisäer wendend, von der wahren, gottgefälligen Gastfreundschaft zu reden an. Diese vermeidet alles eitle Prunken und zur Schaustellen des eigenen Reichtums, auch will sie kein Anrecht auf eine Gegeneinladung erwerben — kurz, sie hat die Armen, nicht die Reichen im Auge. Wer einem Armen Freundlichkeit erzeigt, hat auch bessern Lohn zu erwarten, als wer seine reichen Freunde üppig bewirtet in der Hoffnung auf Gunst oder Wiedervergeltung, wie es in diesen Kreisen ja gemeiniglich geschieht. Guttaten, die man zurückzuerhalten hofft, sind nichts anderes als verdeckte Selbstsucht. Wie göttlich groß und schlicht sind die Worte, mit denen der Herr sich an den Hauswirt wendet. „Wenn du ein Mahl herrichtest, so lade dazu weder deine Freunde, noch deine Brüder, noch deine Verwandten, noch die reichen Nachbarn ein, damit nicht auch sie dich etwa wieder einladen und so dir vergolten werde. Sondern willst du ein Gastmahl veranstalten, so lade Arme, Krüppel, Lahme und Blinde dazu ein; dann wirst du selig sein, weil sie dir nicht vergelten können: Aber bei der Auferstehung der Gerechten wird dir vergolten werden.“ (Luk. 14, 12—14.) Auf den vorliegenden Fall angewendet, heißt das: Du hättest vielleicht einen ewigen Segen gewinnen können, wenn du jenen armen Wassersüchtigen in dein Haus aufgenommen hättest, statt ihn mit andern armen Leuten nur aus der Ferne bei eurem Wohlleben zuschauen zu lassen! — Ob die Worte bei dem Pharisäer und seinen Gästen etwas fruchteten? Kaum. Stellt doch der Herr selbst die Bekehrung eines Reichen zur Mildtätigkeit und Nächstenliebe fast als eine Sache der Unmöglichkeit dar. Aber immerhin, er mußte wirken, solange es Tag war; bereits nahte für ihn die „Nacht“, wo niemand mehr wirken kann. (Schluß folgt.)

Das Niklasschiff.

Eine Kindheitserinnerung von Paul Keller.

Zu mir kam der Nikolaus nie. Dagegen in jedem Jahr zu unserem Nachbarssohne, dem reichen Mühl-Karl. In der Schule zeigte er mir dann an jedem 7. Dezember die schönen Sachen, die er geschenkt bekommen hatte.

Ich muß sagen, daß ich einen Groll auf den Niklas hatte. Auch dann noch, als mir meine kluge Tante gesagt hatte:

„Siehst du, wir haben so ein kleines Haus, da ist es schon leicht möglich, daß es der Nikolaus übersieht. Denn er ist nun doch einmal ein alter Mann."

Das ließ ich mir eine Reihe von Jahren gefallen, als ich aber zehnjährig war, beschloß ich, mich an den Weg zu stellen, dem Nikolaus aufzulauern und ihn auf unser kleines Haus aufmerksam zu machen.

Um ½8 käme er immer, hatte mir Karl verraten. Gut, um ½8 stand ich auf der Straße vor der Mühle und paßte auf.

„Herr Nikolaus", wollte ich sagen, „bitte schön, ich wohne dort drüben! Dort in dem kleinen Hause, wo der Kastanienbaum davorsteht! Wenn Sie bis an den Kastanienbaum herangehen, werden Sie das Haus schon sehen. Ich kann den Katechismus noch besser als der Karl, und ich hab' bei der Schulprüfung eine Prämie gekriegt und er nicht!"

So wollte ich sagen. Ich hatte lange nachgedacht über diese Ansprache und konnte sie sehr gut auswendig.

Ach, es war eine von den schönen Reden, die nicht gehalten werden. Denn als der Niklas wirklich kam, ein großer Mann, mit einem wilden, langen Bart, mit einem umgedrehten Zottelpelz und einem Strohseil-Gurt, da verließ mich der Mut, und ich wäre hinter dem Lattenzaune, wo ich steckte, fast gestorben vor Angst, als er vorbeiging.

Erst, als er weit weg war, kriegte ich all meine Courage wieder und schrie nun wie besessen:

„Herr Niklas! — Herr Niklas! — Ich wohne dort drüben — dort in dem kleinen Hause, — bei dem Linden- — nein, bei dem Kastanienbaume, — hören Sie, bei dem Kasta — nien — baume!"

Er wandte sich nicht um, er verschwand in der Mühle.

Ich zitterte am ganzen Leibe, und zornige Tränen kamen mir in die Augen.

Ich würde auch dieses Jahr nichts kriegen. Das war klar! Denn der Niklas hatte die Ohren verbunden gehabt.

Außerdem — die zwei wichtigsten Dinge, Katechismus und Schulprämie hatte ich vergessen.

In dieser Nacht lag ich eine qualvolle, lange Viertelstunde schlaflos wach im Bette. Ich wußte, daß ich nie wieder glücklich sein würde im Leben. Aber dann kam der große Tröster, der so wonnig zu lügen versteht, der Schlaf. Er löschte meine Leiden aus und stellte ein holdes

Glück an ihre Stelle. Er erzählte mir, ich hätte zwei Bleisoldaten vom Niklas erhalten, einen blauen und einen roten.

* * *

Am anderen Tage hatte richtig der Mühl-Karl wieder eine ganze Menge Sachen mit in der Schule. Ich wollte anfangs nichts davon ansehen, als er aber ein kleines Holzschifflein auf die Schulbank stellte, war es aus mit meiner Selbstbeherrschung.

Ach, es war ein süßes, süßes Schifflein! Es hatte einen Mastbaum und zwei Segel, ja sogar einen kleinen eisernen Anker. An der Seite stand der Name des Schiffes: „St. Niklas!"

Da weiß ich heut noch, wie ich damals plötzlich den Kopf auf die Schulbank legte und bitterlich zu weinen anfing. Die anderen Kinder lachten anfangs, dann redeten sie auf mich ein; zuletzt lief einer nach dem Lehrer, der drüben in seiner Wohnstube frühstückte.

Denn es war eine Dorfschule und der Unterricht hatte noch nicht begonnen.

Ich sagte auch dem Lehrer den Grund meiner Tränen nicht. Aber ich hörte auf zu weinen. Ein wilder Trotz überkam mich. An diesem Tage ließ ich den Mühl-Karl die Rechenaufgaben nicht abschreiben, und als er Hiebe bekam, freute ich mich.

Hiebe! Da hatte er es nun mit seinem Schiffe! Da hätte nur jetzt mal der Niklas zum Fenster reingucken sollen, wie sein geliebter Mühl-Karl über dem Stuhl lag und ich so stolz in der Bank saß und eine Tafel hatte, auf der alles richtig herauskam!

O, ich war auf dem Wege, ein schlechter Kerl zu werden! Ich bekam nicht einmal Gewissensbisse, als mich auf dem Heimwege der Karl trotz allem, was vorangegangen war, freundlich einlud, mit ihm am Nachmittag das Schiffchen auf dem Mühlbache schwimmen zu lassen.

Nein, ich schlug es grob ab. Ja, ich setzte etwas hinzu, was mir nur in der tiefen Verbitterung meines Herzens einfallen konnte:

„Ueberhaupt sind wir mit euch verfeindet! Denn mein Großvater hat mit deinem Vater einen Prozeß wegen dem Brunnen gehabt und da hat mein Großvater alles unschuldig bezahlen müssen."

So wurde aus der Feindschaft der Alten auch eine Feindschaft der Kinder. Das mit dem Prozeß stimmte. Denn wir hatten mit den Müllersleuten einen gemeinsamen Brunnen, und wo ein gemeinsamer Brunnen ist, muß auch ein Prozeß sein.

* * *

Es vergingen fast zwei Wochen. Der Mühl-Karl bekam öfter Prügel in der Schule. Der Lehrer fand, daß er nicht nur im Rechnen, sondern auch namentlich im Aufsatz sehr zurückgegangen sei. Du lieber Gott! Der Lehrer hatte 110 Schüler in vier verschiedenen Abteilungen; der konnte wirklich hinter die Schliche solcher Intriganten, wie ich einer war, nicht kommen.

Zu meiner Ehre kann ich wahrheitsgetreu angeben, daß ich mich nach und nach über die Prügel, die der Mühl-Karl bekam, nicht mehr freute. Wenigstens nicht mehr so heftig freute, wie am 7. Dezember.

Am 20. Dezember trat der Karl auf dem Heimwege abermals an mich heran.

„Komm doch heute mit mir Schiffel fahren!", sagte er.

Ich sehe jetzt noch, wie bittend ihm die braunen Augen aus dem roten, robusten Gesichte leuchteten. Einen Augenblick schwankte ich. Aber der Groll siegte.

„Gelt, daß ich dich dafür morgen abschreiben laß! Ich werd' mich schön hüten!"

Und ich wandte ihm den Rücken.

Es war eine schwere Schuld, die ich auf mich lud.

Am selben Tage, knrz ehe die Dämmerung hereinbrach, sah ich die Müllerin schreiend über den Hof laufen, gleich hinterher rannte der Müller, dann die Dienstboten, zuletzt humpelte sogar die lahme Mühl-Großmutter bis vors Tor.

Und ein bischen später brachte der stärkste Knecht aus der Mühle den Karl getragen.

Er hatte mit seinem Schiffchen gespielt und war in den eiskalten Mühlgraben gefallen.

Zuerst war alles in mir stumpf und still. Eine Schadenfreude kam mir nicht; dafür war ich zu sehr erschrocken. Bloß eine Neugierde war in mir, was jetzt werden würde.

Aber dann, als es finster wurde, immer finsterer, als immer noch nicht unsere Lampe angezündet wurde, wurde ich so unruhig, so schwer unruhig.

Der Großvater war still, die Tante sagte kein Wort. Und kein Licht — kein Licht! Der Sturm fing auch an zu gehen. Vor dem Sturme am Abend, dem finsteren Sturme, hatte ich immer Angst.

Ich rückte zum Feuer. Aber unser Hund knurrte mich an, weil ich ihn verscheuchte.

Ein Wagen rumpelte draußen. Wir gingen alle ans Fenster. Es war des Müllers Glaswagen mit den zwei Laternen.

„Sie bringen den Doktor", sagte der Großvater. Und die Tante sagte: „Wer weiß!"

Da packte mich etwas an der Kehle, und als ich die Tante fragen wollte, was sie gemeint habe, brachte ich kein Wort heraus.

Wenn er sterben müßte!

O, ich war ein kleines, dummes Büblein, hatte keine verfeinerte Seele, aber ein nacktes, blutzartes Herz, das von einem jähen Angstweh durchschnitten wurde, als ihm Tod und Schuld so nahe traten.

Ich bekam keine Luft; ich schlich hinaus, dann rannte ich über die Höfe hinüber zum Müllerhaus. Ich stand eine Weile frierend vor der Tür, dann kam eine Magd, die ich fragen konnte.

Der Doktor könne nichts versprechen, sagte sie, und der Karl läge da mit offenen Augen, aber er könne nicht reden und auch nicht hören.

Langsam kehrte ich um. Ich lehnte lange an Müllers Gartenmauer; ich setzte mich endlich auf unsere Haustürschwelle und starrte hinüber nach den erleuchtenden Fenstern.

So fand mich die Tante und brachte mich zu Bett.

Ich dachte unausgesetzt an den Karl. Einen einzigen Trost hatte ich — daß er die Augen offen hatte. Wenn sie nur nicht zufielen! Ich streckte meine Hände aus auf der Bettdecke und stellte mir vor, daß ich Mühl-Karls Augendeckel offenhalten könnte.

Ja, ich mußte sie offenhalten — mußte! Wäre ich mit ihm gegangen, dann wäre er nicht ins Wasser gefallen. Nun durften die Augen nicht zufallen! Nein, nein, sie durften nicht zufallen!

Und ich hielt zwischen Daumen- und Mittelfinger je ein Stücklein Bettzeug und dachte immer, es seien Karls Augendeckel.

Einmal fiel mir ein, wenn der Karl stürbe, hätten wir einen Tag keine Schule und könnten das schöne Lied: „Wo findet die Seele die Heimat" singen.

Aber der Gedanke, der mich sonst bei Todesfällen im Dorfe immer begeistert hatte, erfror diesmal an einem inneren Frost, der mir die Glieder schüttelte. Und Daumen und Mittelfinger preßten sich fester zusammen.

Zuletzt wollte ich beten. Und in seiner großen Angst demütigte sich mein Herzlein, und ich betete zum Nikolaus, zu dem einzigen Heiligen, von dem ich glaubte, ich sei mit ihm verfeindet. Ich stellte ihm gar

inständig vor, daß er ja sehr recht täte, wenn er mir nie etwas schenke, weil ich doch so schlecht sei; aber über den Karl möge er sich erbarmen und ihn gesund werden lassen, denn dem Karl sei er doch von jeher sehr gut gewesen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Verfolgungen setzen nur die Tugenden der Verfolgten ins rechte Licht, lenken die allgemeine Bewunderung auf dieselben und gleichen höchstens den Fluten des Meeres, die — im Sturme sich an den Klippen brechend — sie, wenn nötig, von dem Schlamme, der sich an sie angesetzt hatte, reinigen.

Papst Pius X.

Einige Gedanken über Lektüre.

Von H. Amberg, Curat, Sursee.

Ernster gerichtete Leute haben früher über Romanlektüre ziemlich scharf und über Romanleser und Romanleserinnen etwas wegwerfend geurteilt, wenn sie nicht geradezu bedingungslos diese Dinge veruteilt haben. Heutzutage hat sich, das darf man behaupten und kann man beweisen, die Stimmung dem Roman gegenüber gebessert und die Kritik sich gemildert. Ob eine solch' günstige Wendung sich daraus erklären läßt, daß der Roman, dieses vielumstrittene Zwittergebilde zwischen poetischem Produkt und gewöhnlichem Unterhaltungsstoff, mittlerweile sich wesentlich gehoben oder gar gebessert hat, lasse ich unentschieden und dahingestellt. Oder haben etwa die guten oder wenigstens einwandfreien Romanerzeugnisse gegen die schlechten, welch' letztere unter allen Umständen abzulehnen sind, an Zahl und Qualität das Uebergewicht erhalten? Auch das dürfte bei der ungeheuren Masse der Produktion schwer abzuschätzen sein.

Jedoch gibt es noch stets Zensoren von der strengeren Richtung, die mit mehr oder weniger großem Mißbehagen auf den Roman hinsehen, besser gesagt, herabsehen, von der Romanlektüre kaum anders als geringschätzig sprechen und sie höchstens als notwendiges Uebel gelten lassen. Gegen ein derartiges Vorgehen sind aber mehrfache, gewichtige Unterscheidungen anzubringen, und der Eigentümlichkeit der jetzigen Zeitverhältnisse muß man ihr Recht lassen. Nicht zu widersprechen allerdings ist, wenn geltend gemacht wird, daß der Roman als Kunstgattung heute vielfach überschätzt und zum Schaden

höher stehender Dichtungsarten einseitig gepflegt und sogar überkultiviert wird. Zuzugeben ist ebenfalls, daß der Roman der ungesunden Lesewut nicht selten Vorschub leistet oder andere unerwünschte Nebenwirkungen ausübt, nach der ästhetischen wie nach der moralischen Seite hin. Hingegen sind derartige Erscheinungen keineswegs notwendig mit dem Roman als solchem verknüpft. Ein jeder hat es ja in der Hand, bei der Lektüre Einseitigkeiten zu vermeiden und Auswüchse abzuschneiden. Es ist überhaupt jedermanns Pflicht, in diesen und in allen andern Sachen, welche man zum Guten wie zum Schlimmen gebrauchen kann, Maß, Regel und Ordnung einzuhalten und Selbstbeherrschung zu üben.

Ohne in bezug auf den Roman und die Romanlektüre eine Frage aufrollen oder eine Theorie entwickeln zu wollen, möchte ich bloß hinweisen auf einen Punkt, der für die Frauenwelt von besonderer Bedeutung ist. Leicht und vielfach geschieht es nämlich, daß das erwähnte Gebiet, einseitig bebaut und betrieben, der gediegenen, nützlichen und notwendigen Lektüre den Weg verlegt, wenn nicht ganz abschneidet. Denn bei einer gewissen Leidenschaftlichkeit und Ausschließlichkeit stumpft die Romanlektüre den Geschmack für ernstere Geistesbeschäftigungen ab. Kann es auch anders sein? Nicht wohl! Die fortwährende Nervenspannung schwächt, das stete Verweilen in einer fremden Phantasiewelt ermüdet, die Wirklichkeit mit ihren schweren Pflichten und harten Obliegenheiten entschwindet. Lust und Interesse fehlen, um tief greifende Bücher zu lesen. Es mangelt die Zeit; für den Roman hat oder macht man immer Zeit. Endlich geht auch das Verständnis verloren, weil man so gerne die bisweilen saure Pflicht des Einarbeitens in den Stoff scheut. Die Probleme, welche das Leben und die Wissenschaft bieten, kennen eben keinen Reiz von Spannung und faszinierender Phantastik, wie das bei der romanhaften Erzählung der Fall ist.

In der Gegenwart ist es gut und heilsam für die Frau, wenn sie, die Frau, ihre geistige Interessensphäre möglichst weit spannt und auch ernsterer Geistesbeschäftigung sich mitunter widmet. Geistiger Müßiggang, geistige Erschlaffung, der Verzicht auf ein eigenpersönliches Geistesleben sind ein der modernen Frau unwürdiger Zustand. Jetzt ringt ja die Frau nach erhöhter Selbständigkeit, ihr Berufs- und Tätigkeitsfeld hat sich schon gewaltig entwickelt und dehnt

sich noch stets aus. Damit sind auch für das Frauengeschlecht Verantwortung und Verbindlichkeit gestiegen. Man erwartet von ihm, weil es sich für eine intensivere Anteilnahme hinsichtlich der verschiedenen Zeit- und Menschheitsaufgaben als berufen und befähigt erklärt hat, mehr wie früher.

Am nächsten steht der Frau natürlich die Frauenfrage und deren weitschichtiges Gebiet. Die sozialen und wirtschaftlichen Interessen aber dürfen ihr ebenfalls nicht ganz fremd sein. Außerdem benütze sie die Gelegenheit, ihre Allgemeinbildung zu fördern! Warum soll z. B. die Frau nicht für die Lyrik, für das Drama Geschmack zu gewinnen suchen? Weshalb darf sie nicht sich vertiefen in ein geschichtliches Werk? Wer kann ihr verbieten, Biographien berühmter Menschen zur Hand zu nehmen? Aus welchem Grunde muß ihr versagt sein, sich über religiöse, apologetische, pädagogische Gegenstände 2c. zu orientieren? Läßt sich die Frau nicht abwendig machen, auf guten, bewährten Pfaden durch das Feld der Lektüre zu wandern, so wird sie reichliche Frucht fürs praktische Leben ernten, und neue Anregungen, zielbewußte Bestrebungen werden Platz greifen. Daß hiebei der Beruf, die Befähigung, die Vorbildung in Anschlag zu bringen sind, betrachte ich als selbstverständlich.

Erziehung in Haus und Schule

Wie wird in den Kindern der Grund zum Eigensinn gelegt?

Von einem Jugendfreunde.

Eigensinn und Herrschsucht lernen die Kinder meist schon in der Wiege. Ungehorsam, Stolz, Zorn, Zank- und Streitsucht werden vielfach schon hier geboren. Später wird dann kaum ein Tag vergehen, wo Eltern sich nicht über eigensinnige und launenhafte Kinder zu grämen haben. Andere fliehen ihren Umgang, da sie überall den Frieden stören. Endlich werden solche Kinder sich selbst und andern zur Plage.

Worauf gründet sich nun der Eigensinn?

Manche Eltern haben selbst ein eigensinniges, launenhaftes und mürrisches Wesen an sich, und da kann es denn nicht fehlen, daß die Kinder ihnen nacharten.

Man läßt oft die kleinen Kinder lange weinen und schreien, ehe man ihnen hilft. Durch vieles Weinen und Schreien gewöhnen sich Kinder an ein mürrisches, eigensinniges und trotziges Wesen.

Eltern schlagen oft aus Scherz den Kindern etwas ab, um was sie freundlich bitten; sie necken sogar die Kinder damit solange, bis diese das Verlangte mürrisch und trotzig fordern lernen, und dann wird's ihnen gegeben.

Man gibt oft den kleinen Kindern schon alle Sachen, wonach sie ungestüm ihre kleinen Hände ausstrecken. Man besänftigt sie mit süßen Worten, wenn sie recht störrisch sind, weinen und schreien; man duldet es sogar, wenn sie andern befehlen, und verlangt, daß diese ihren Willen tun sollen. Dadurch lernen die Kinder bald, ihren Willen durchsetzen und über andere herrschen.

Bei Streitigkeiten der Kinder unter sich oder mit den Dienstboten nehmen Eltern oft ihren Liebling in Schutz, ohne zu fragen, wer Recht oder Unrecht hat. Da kann man oft die verderblichsten Redensarten von Eltern hören: „Ach Kindchen, was wollten sie dir tun, — die Bösen! Wollten sie dir Unrecht tun?"

Nichts bestärkt mehr den Trotz und Eigensinn des Kindes, als wenn die einen ihm ihr Mißfallen bezeigen und die andern mit zu ihm halten und ihm Wohlwollen erweisen. Und nichts befördert mehr die Herrschsucht des Kindes, als wenn man es oft wegen seiner Stärke lobt, es aufmuntert, andere zu bezwingen und es beschämt, wenn es unterliegen und nachgeben muß.

Aus der Gesundheitslehre

Eisenhaltige Nahrungsmittel.

Von Dr. Max Grumbach.

(Nachdruck verboten.)

Während man früher eisenhaltige Substanzen nur als Heilmittel gegen Blutarmut (Bleichsucht) anwandte, hat die neuere Physiologie bewiesen, daß Jedermann eine beständige Zufuhr von Eisen für die normale Beschaffenheit seines Blutes nötig hat, daß also das Eisen ebenso gut zu unseren Nahrungsmitteln gehört wie Eiweiß, Kohlehydrate und Fette. Beträgt doch bei einem erwachsenen Menschen die Ausscheidung an Eisen täglich mindestens 20 Milligramm. Außerdem wird es auch noch vielfach im Körper abgelagert, namentlich in Leber, Milz und Knochenmark, von wo dann in Zeiten der Not,

z. B. während einer längeren Krankheit, das Blut seinen Eisenbedarf zu decken sucht. Daher muß schon der gesunde, ausgewachsene Mensch täglich eine verhältnismäßig beträchtliche Menge zu sich nehmen. Diese muß aber noch bedeutend gesteigert werden bei Kindern, Jünglingen und Jungfrauen, die im Wachstum begriffen sind, bei denen sonst aus Mangel an Eisen Bleichsucht entsteht. Sehr wichtig ist die Zufuhr von Eisen besonders auch bei Rekonvaleszenten, bei Säuglingen blutarmer Mütter, skrophulösen oder rachitischen Kindern, Leuten mit häufigen Blutverlusten, und bei Lungenkranken. Nun glaubte man früher, daß der Mensch mit der Nahrung seinem Körper schon genügend Eisen zuführe. Dies ist aber nicht der Fall. Denn es geht von dem in der Nahrung enthaltenen Eisen immer nur ein ganz außerordentlich kleiner Teil in das Blut über, so daß nach den neuesten Berechnungen des Professors Kobert der Mensch täglich mindestens 50 Milligramm zu sich nehmen muß, um seinen Eisenbedarf hinreichend zu decken, d. h. um nicht blutarm zu werden. Diese beträchtliche Menge ist aber keineswegs in jeder beliebig zusammengesetzten Nahrung vorhanden, sondern muß durch besondere Auswahl dem Körper verschafft werden. Unterziehen wir daraufhin die eisenhaltigen Nahrungsmittel einer genaueren Betrachtung.

Von den Pflanzen haben:

100 Gr. (wasserfreie Substanz)	weiße Bohnen	8,3 Gr.	Eisen
„ „ „ „	Erdbeeren	9 „	„
„ „ „ „	Linsen	9,5 „	„
„ „ „ „	Aepfel	13,2 „	„
„ „ „ „	Spinat	36 „	„

Von den hierher gehörigen Flüssigkeiten enthalten:

1 Liter	Weißwein	1,4 Milligramm	Eisen
1 „	Rotwein	2,3 „	„
1 „	Apfelwein	20,6 „	„

Wir sehen also, daß manche Pflanzen (Spinat) und Getränke (Apfelwein) einen ganz bedeutenden Eisengehalt aufweisen. Daher unterliegt es keinem Zweifel, daß der gesunde, erwachsene Mensch mit richtig gewählten Vegetabilien seinen Eisenstoffwechsel decken kann. Dies beweisen ja auch täglich von neuem die Vegetarier. Ob aber bei Krankheiten das vegetabilische Eisen leicht genug vom Blute aufgenommen wird, ist nach den bisherigen Erfahrungen sehr unwahrscheinlich. Deshalb kommt es auch bei Blutarmut nicht zur Verwendung. Nur von den Tartaren berichtet Sljunim, daß sie gegen Bleichsucht eine pflanzliche Substanz gebrauchen, nämlich die Wandernuß (Trapa natans), deren Asche 20—30 % Eisenoxyd enthält.

Von den tierischen Gebilden kommen als stärker eisenhaltig nur vier in Betracht, nämlich Milch, Eier, Leber und Blut. Die Milch hat nicht so viel Eisen als man gewöhnlich glaubt; in 1000 Gramm nur 3 bis 6 Milligramm. Zur Deckung des Eisenbedarfes eines bleichsüch-

tigen Patienten genügt also die Milch nicht. Auch ist festgestellt worden, daß der das Eisen enthaltende Eiweißbestandteil der Milch nur äußerst schwer von den Verdauungssäften angegriffen wird, also fast ganz unverdaut und unverwertet den Körper wieder verläßt. Das Volk pflegt daher in Rußland den Eisengehalt der für Bleichsüchtige bestimmten Milch vielfach dadurch zu „verbessern", daß es rostige Nägel hineinwirft und die Milch dann sauer werden läßt. Dabei bildet sich allerdings Milcheisen, welches aber keineswegs die Eiweißstoffe der Milch mit Eisen bereichert.

Als ein in dieser Beziehung sehr wertvolles Nahrungsmittel glaubte man das Eidotter ansehen zu müssen, da ja das sich bildende Hühnchen seinen ganzen Bedarf hieraus allein bezieht. Theoretisch ist das auch ganz richtig, für die praktische Ausnützung aber stellt sich ein großes Hindernis in den Weg. Diese Eisenverbindung des Eidotters, Hämatogen genannt, gelangt nämlich nur selten zur Aufnahme in das Blut, weil sie durch Schwefelwasserstoff, welcher sich im Darmkanal meist in erheblichen Mengen vorfindet, sehr leicht zersetzt wird.

Viel günstiger verhält es sich mit den aus Leber bereiteten Gerichten. Vorhin wurde schon erwähnt, daß sich das Eisen in einigen Organen, namentlich in der Leber, ablagert. Natürlich ist dies nicht nur beim Menschen, sondern auch bei den Tieren der Fall. Dieses Lebereisen nun, von Professor Zaleski als Hepatin bezeichnet, geht bei der Verdauung zum weitaus größten Teile in unsern Körper über. Daher sind alle Arten von Leberspeisen für Blutarme, Bleichsüchtige, Rekonvaleszenten usw. sehr zu empfehlen.

Bei weitem am günstigsten aber, sowohl was die Menge als die Resorbierbarkeit betrifft, steht es mit den Eisenverbindungen des Blutes. Hiermit sind schon von jeher Versuche, und zwar meist mit Erfolg, an Bleichsüchtigen gemacht worden. Man hat sie große Quantitäten Blut trinken, oder rohes, blutiges Fleisch essen lassen, auch noch mit Blutklystieren nachgeholfen. Eine solche „Raubtierkur" dürfte aber nicht nach Jedermanns Geschmack sein. Deshalb sind mehr zu empfehlen die bluthaltigen Gerichte, wie Blutsuppe, Blutwurst und Blutkuchen, welche man in den Ostseeprovinzen Palten nennt, und welche, falls sie mit Hilfe von Grütze bereitet sind, als große Delikatesse betrachtet werden. Während heutzutage die Rot- oder Blutwurst ein Nahrungsmittel ist, welches seiner Billigkeit wegen namentlich von den ärmeren Klassen massenhaft genossen und von Niemand verdammt wird, hat diese Wurst früher zu den aufregendsten Szenen Anlaß gegeben. Der morgenländische Kaiser Leo IV (886—911) sah sich veranlaßt, gegen dieselbe folgende Verordnung zu erlassen: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen so toll geworden sind, teils des Gewinnes, teils der Leckerei willen, Blut in eßbare Speisen zu verwandeln! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide wie in Röcke eingepackt und so als ein gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können dies nicht länger dulden und nicht

zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung bloß aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zu Speisen umschafft, — er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen — der werde hart gegeißelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeiten der betreffenden Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen, denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so hätte eine solche Untat nicht begangen werden können. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit zehn Pfund Goldes büßen!" Gott sei Dank, daß heutzutage wir Alle, Blutarme und Blutreiche, ungestraft Rotwurst essen dürfen! Ein großer Fehler wird bei der Herstellung dieser Wurst häufig dadurch begangen, daß man sie zu stark räuchert, wobei die Eisenverbindung (Hämatin) unter Einwirkung der Rauchsubstanzen zu steinharten Klumpen verklebt, welche völlig unverändert und unverdaut wieder abgehen. In England und Amerika, wo die Blutwurst nicht dieselbe Popularität genießt, deren sie sich in Deutschland erfreut, hat man aus Blut die verschiedensten „Patentmedizinen" nach meist geheim gehaltenen Methoden hergestellt. Bei uns aber wird stets Blutwurst, ebenso Leber und Apfelwein, zu den besten, erfolgreichsten Nahrungsmitteln für alle Blutarme gehören!

Auf die überaus zahlreichen künstlich hergestellten Eisenpräparate in Verbindung mit Nahrungs- und Genußmitteln, wi Eisenschokolade, Eisenkakao, -bier, -bisquit, wollen wir nicht näher eingehen, denn dabei spielt die geschäftliche Reklame eine große Rolle. Ob einzelnen dieser Präparate wirklich ein heilkräftiger Wert innewohnt, darüber befrage man jedesmal vor dem Einkaufe den Arzt.

Arbeitseinteilung.

Dr. med. Dornblüth. Aus „Hygiene der geistigen Arbeit."

Man hört von Hausfrauen so oft, sie müßten den ganzen Tag arbeiten, das ginge nicht anders, vor allem nicht in einem Haushalt mit Kindern. Und doch läßt es sich in den meisten Fällen anders einrichten, ohne daß die Kinder darüber zu kurz kommen. Vor allem muß eine richtige Arbeitseinteilung vorgenommen werden. Viel Zeit wird im allgemeinen verschwendet durch ein planloses Herumarbeiten in den Zimmern, wobei sich Hausfrau und Dienstboten gegenseitig stören. Zu schneller Arbeit gehört besonders das Ungestörtsein. Die Dienstboten müssen auch so angestellt werden, daß sie eine Arbeit glatt hintereinander-

weg verrichten können, nicht zwischendurch immer wieder abgerufen werden, um erst dies, dann jenes zu besorgen, Vergessenes zu holen usw. Läßt die Hausfrau ein Zimmer durch das Dienstmädchen gründlich säubern und aufräumen und prüft dann mit dem Mädchen zusammen das Ergebnis, so lassen sich die Unvollkommenheiten gleich und auf einmal abstellen, das Mädchen lernt dabei, ordentlich und vollständig zu arbeiten und braucht nicht hinterher bald wegen dieses, bald wegen jenes Fehlers von anderer Arbeit abgerufen zu werden. Die Hausfrau muß auch lernen, daß Arbeitspausen nötig sind, sowohl für sie, wie für die Dienstboten, daß beide Teile Zeit und Ruhe für das zweite Frühstück und für die Vesper ebensogut brauchen, wie für die anderen Mahlzeiten. Man arbeitet ja so viel schneller und besser, wenn man ausgeruht ist! Die Dienstboten finden in der Arbeit hier und da eine Erleichterung und Erholung in einer leichteren, mechanisch und ohne geistige Anstrengung zu verrichtenden Tätigkeit, und diese soll man ihnen gönnen. Die Hausfrau selbst muß aber auch daran denken, nach anstrengenderer Arbeit und Geistestätigkeit sich solche Erholungsarbeiten zu schaffen oder von Zeit zu Zeit wirkliche Pausen einzuschalten, damit nicht erst die schwer zu beseitigende Ermüdung oder gar eine nachhaltige Erschöpfung eintritt! Ohne rechtzeitiges und genügendes Ausruhen ist keine gesunde Arbeit möglich!

Ueber Ernährung.

Wenn die Haushälterin in irgend einem Zweige ihrer Tätigkeit die wichtige Aufgabe der Gesundheitsbehörde des Hauses vertritt, so ist es in der Verwaltung der Küche. Darunter versteht sich freilich nicht nur schlechtweg die Besorgung des Küchen-Raumes und der darin sich befindlichen Geräte.

Ebenso ist ihre wichtige Aufgabe noch lange nicht gelöst, wenn sie den Tisch des Reichen deckt mit den auserlesensten verwirklichten Kochrezepten, die nur den Gaumen kitzeln; oder aber wenn der knurrende Magen des armen Arbeiters beschwichtigt wird mit einer schweren Speise ohne Nährgehalt, die nur den Vorzug hat, daß sie wenig Anspruch an Kasse, Zeit und Kochkunst macht.

Im ersten Fall gilt das Sprichwort: Wir essen, um zu leben, nicht aber wir leben, um zu essen; im zweiten das andere: Du lebst nicht von dem, was du issest, sondern von dem, was du verdauest.

Man findet sich so leicht ab mit der Entschuldigung: es fehlen mir die Mittel zu besserer Ernährung. Dagegen erwidert 1. die Behauptung: daß durch eine Ernährung, bei der sich Kraft, Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Hausgenossen nicht nur nicht verbraucht, sondern steigert, im besten Sinn gespart wird, und 2. die Tatsache, daß nicht jedes Mahl nahrhaft ist, das viel kostet, sondern daß es im Gegenteil billige Lebensmittel gibt, die großen Nährwert besitzen.

Bei der schlechten, mangelhaften Volksernährung spielen althergebrachter Schlendrian und Unkenntnis eine viel größere Rolle, als die wirkliche Not.

Die Köchin muß vor allem wissen: 1. was der Mensch zum Aufbau seines Körpers und zur Erhaltung seiner Kraft bedarf, und 2. auf welche Weise auch bei bescheidenen Mitteln das Nötige geboten werden kann.

Der Mensch besteht aus 68 % Wasser,
20 % Eiweiß und Leim,
3 % Fett, und
9 % Salz und Erde.

Durch geistige und körperliche Tätigkeit, durch Atmen und Ausdünsten verbrauchen sich jedoch diese Stoffe fortwährend und um diese Ausgaben zu decken, muß der Mensch Nahrung zu sich nehmen.

Nun bietet des Schöpfers weise Fürsorge (außer der Luft und dem Wasser, die bei Aufbau und Erhaltung des Körpers ebenfalls eine wichtige Rolle spielen) in tierischen und pflanzlichen Lebensmitteln gerade jene Stoffe, aus denen unser Körper zusammengesetzt ist.

Eingehende chemische Untersuchungen haben in den Nahrungsmitteln folgende Hauptbestandteile herausgefunden: Eiweißstoff, Fette, Kohlenhydrate, Salze und Wasser.

Die stickstofflosen Fette und Kohlenhydrate (Wärmebildner dienen zur stoffe (sogenannte Gewebebildner) dienen zum Aufbau der Knochen, Muskeln und Nerven, des Binde- und Hautgewebes. Wir finden sie als Faserstoff im Fleisch, und als Käsestoff in der Milch; ferner im Dotter und im Weiß des Ei, als Kleber im Mehl und als Legumin in den Hülsenfrüchten.

Die stickstofflosen Fette und Kohlhydrate (Wärmebildner) dienen zur Erzeugung der Körperwärme und der Muskelarbeit. Als Fette gelten Butter, Schmalz, Speck und Speiseöl. Kohlenhydrate finden sich als Stärkemehl und Zucker, z. B. in Brot, Kartoffeln, Gemüse und Obst vor.

Die Salze helfen zum Aufbau der Knochen und fördern die Verdauung; sie sind teilweise schon in den Nahrungsmitteln selbst enthalten oder werden denselben beim Kochen zugesetzt.

Wasser, zur Auflösung und daher zur Verdaulichkeit der Speisen in großer Menge nötig, findet sich reichlich in allen Nahrungsmitteln und wird auch überdies durch Trinken der verschiedenen Flüssigkeiten dem Körper beigebracht.

Diese verschiedenen Stoffe sind in den einzelnen Nahrungsmitteln auch sehr verschieden verteilt; während z. B. das eine reich ist an Eiweiß und arm an Kohlenhydraten, finden wir bei einem andern das umgekehrte Verhältnis. Nur wenig Lebensmittel bieten ein gewisses Ebenmaß, die sie tauglich machen zur einseitigen Nahrung des Körpers; zum kräftigen Aufbau desselben ist aber immerhin eine gemischte Nahrung besser. Man berechnet, daß ein gesunder, arbeitskräftiger Mann täglich durchschnittlich ungefähr eine Nahrung bedarf von:

120	Gramm	Eiweiß,	bei der Frau stellt sich das Nahrungsbedürfnis um etwas tiefer.
50—60	„	Fett,	
500	„	Kohlenhydraten,	
30	„	Salze,	
2800	„	Wasser.	

Es erwächst nun der Köchin die wichtige Aufgabe, an der Hand 1. dieser Angaben, und 2. einer Tabelle über die Zusammensetzung der verschiedenen Lebensmittel die richtige Wahl und Zusammensetzung des Speisezettels zu treffen.

Sie hat ferner die Nahrung der Lebensweise ihrer Kostgänger anzupassen. Es gibt nämlich Lebensmittel, die wohl sehr nahrhaft, aber schwer verdaulich sind, besonders bei sitzender Lebensweise; der ganze Nährwert solcher Speisen kommt nur jenen zu gut, bei denen die Verdauung durch Körperbewegung begünstigt wird.

Man nimmt im allgemeinen an, daß die pflanzlichen Nahrungsmittel schwerer verdaulich sind als die tierischen; somit wären bei mehr sitzender Lebensweise die letztern vorzuziehen.

Durch die Zubereitung kann leichtere Verdaulichkeit der Speisen ebenfalls erhöht werden. Das sorgfältige Garkochen, das Zerkleinern der Speisen arbeitet dem Magen vor, indem der Magensaft selbstverständlich kleinere Stücke leichter auflösen kann, als große. Ein weich gesottenes Ei ist leichter zu verdauen, als ein hartgesottenes; ebenso stellt sich auch

das geröstete Mehl zum bloß aufgekochten; beim gerösteten ist überdies der fehlende Fettgehalt noch beigefügt. Zu viel Fettbeimischung macht andererseits die Speisen deshalb unverdaulich, weil der Zutritt des Magensaftes dadurch erschwert wird.

Nicht ohne Bedeutung ist auch die Art und Weise, wie wir die Speisen genießen. So schadet das zu heiß Genossene Magen und Zähnen. Langsam essen und gut kauen ist ebenfalls Gebot der Gesundheit. So gerinnt z. B. Milch, in großem Quantum genossen, im Magen zu großen unlöslichen Klumpen, während dieselbe, schluckweise genossen, bei gleichzeitigem Brotessen leicht verdaulich ist.

Schließlich hat die Köchin noch, wie schon erwähnt, die Kasse zu Rate zu ziehen. Ist dieselbe auch etwas beschränkt, so nehme sie dennoch nicht ausschließlich Zuflucht zu der bequemen Kaffeebrühe mit der obligatorischen Kartoffelbeigabe, eine Nahrung, bei der niemand auf die Länge bestehen kann, besonders nicht solche, die schwere Arbeit zu verrichten haben. Vielmehr halte sie Umschau nach Speisen, die nahrhaft sind, ohne an ihre Kasse große Ansprüche zu machen.

Solche sind z. B. die an Eiweißgehalt so reichen Hülsenfrüchte, Linsen und Bohnen, zu Gemüse und Suppe verwendbar; ebenso ist eine Suppe von Leguminosenmehl sehr nahrhaft, besonders mit einer Beigabe von Käse. der seines großen Nährwertes halber mehr zur Verwendung kommen sollte. Die billigere Magermilch (oder Buttermilch) und der Magerkäse, die beide nur des Fettgehaltes entbehren, hingegen noch eiweißreich sind, verdienen ebenfalls sehr der Beachtung. Auch das altehrwürdige Hafermus, das unsere Voreltern gekräftigt, dürfte wieder gebräuchlicher werden; ihm an die Seite zu reihen sind noch Suppe mit Hafermehl, Gerste, Reis und Gries. Mehlspeisen stehen ebenfalls weit über den Kartoffeln. Wer sich zur Abwechslung einen Braten erlauben kann, findet z. B. im Kaninchenfleisch sehr viel Nährwert, der nicht zu teuer zu bezahlen ist. Schließlich sei noch namentlich für Kinder dem ausgedehnten Gebrauch der so leicht verdaulichen und alle verschiedenen Nährstoffe im Ebenmaß enthaltenden Milch das Wort gesprochen; möchte der Milchkrug mehr und mehr die Kaffeekanne verdrängen oder doch in Schatten stellen und wir würden wieder mehr rosige, frische Wangen sehen. —.

Küche.

Hasenpastete. Von 3/4 Pfund Mehl, 180 Gramm Butter, 1 Kaffeelöffel Salz macht man mit kaltem Wasser einen ziemlich festen Teig, arbeitet ihn gut durch und wenn er glatt ist, läßt man ihn zugedeckt einige Stunden an kühlem Orte ruhen. — Von einem frischen, jungen Hasen wird der Rücken und die beiden Schlegel ausgebeint, fein mit Speck durchzogen, mit Salz und Pfeffer gut eingerieben und in Butter halb gebraten, dann erkalten lassen. Das übrige Fleisch wird roh mit 100 Gramm magerem, rohem Schweinefleisch, gleichem Quantum magerem Kalbfleisch und 300 Gramm frischem, ungesalzenem Speck sehr fein verhackt. Man würzt die Masse mit Salz, Pfeffer und Muskat, gibt noch 1—2 Eier dazu und 2—3 Löffel Madeira. Etwas frische Gansleber und Trüffel machen die Fülle feiner. Man kann beides in Würfel geschnitten unter die Masse geben. Die Hälfte des Teiges wird in ein 2 cm dickes, längliches Viereck ausgewallt. Das gebratene Fleisch wird in Transchen geschnitten und so in die Mitte des Teiges gelegt, daß ringsum noch ein 3—4 cm breiter Rand bleibt. Auf diese Transchen streicht man die Fülle, man kann dazwischen Streifen von Zunge und Cornichon legen. Nun legt man einen Streifen reines, weißes Papier gerollt darüber, die andere Hälfte des Teiges wird ausgewallt und über das Fleisch gelegt, resp. über das Papier. Man schneidet die Pastete schön egal zu und streicht das ganze mit Eigelb an. Oben in der Mitte macht man ein kleines Loch. Von den Resten des Teiges macht man noch kleine Bändchen, mit welchen die Pastete verziert wird, auch legt man noch 1 Rand als Abschluß um die Pastete. Oben auf die Oeffnung setzt man eine aus Teig geformte Rosette. Alles wird nochmals mit Eigelb bestrichen und in mittelheißem Ofen gebacken, sofort nach dem Backen nimmt man die Rosette weg und wenn der Dampf entwichen ist, nimmt man durch die Oeffnung behutsam mittelst einer Schere das Papier heraus. Wenn die Pastete erkaltet ist, gießt man dickflüssige Sulz ein. Die Pastete wird noch einige Stunden an kühlem Orte, oder besser aufs Eis gestellt, damit die Sulz fest wird. Beim Servieren schneidet man sie in schöne Transchen, legt sie auf eine kalte Platte und verziert mit Petersilie und gehacktem Sulz. Die Abfälle vom Hasen, was vom Entbeinen noch zurück blieb, wird mit Wurzelwerk gut ausgekocht und unter die Sulz genommen, mit welcher die Pastete zugegossen wird. Salesianum.

Spiegeleier mit Käse. In eine Spiegeleierplatte gibt man 1 Stückchen frische Butter. Wenn sie flüssig ist, schlägt man die Eier sorgfältig hinein, gibt auf das Gelbe der Eier ein Haselnuß großes Stück Butter und eine Prise Salz. In das weiße der Eier gibt man, solange es noch flüssig ist, für ein Ei einen Löffel feingeriebenen, guten Käs. Man läßt die Platte solange auf gelindem Feuer, bis das Weiße gar ist und serviert sie sofort. Salesianum.

Kleine Mandelberge. 125 Gramm Vanillezucker wird mit 2 Eiweiß schaumig gerührt, dann gibt man 30 Gramm Mehl und 250 Gramm läng-

lich, feingeschnittene Mandeln dazu. Von dieser Masse setzt man kleine Häufchen auf ein angestrichenes Blech und be aubt sie mit feinem Zucker. Man läßt sie über Nacht trocknen und backt sie dann in schwacher Hitze.

Salesianum.

Lebkuchen, einfache. 1 Pfund Zucker wird in 1/2 Liter Wasser zum Kochen gebracht. Wenn in einer Schüssel fast erkaltet, wird 1/2 Liter ziemlich fester, eingekochter Birnenhonig, 1/4 Liter Most, 1/2 Gläschen Kirschwasser, 1 Kaffeelöffel Zimmt, sowie Anis, 1 geriebene Muskat, 1 Messerspitze Nelkenpulver und die feinverwiegte Schale einer Zitrone beigefügt und alles gut miteinander verrührt Alsdann gibt man eine halbe Tasse Nidel, 1/4 Pfund flüssige, frische Butter und 30 Gramm Natron dazu, man verrührt nochmals und fügt soviel Mehl dazu, daß man sie auswallen kann. Man gibt sie in runde Kuchenbleche und bäckt sie bei mäßiger Hitze. Nach dem Backen streicht man den Kuchen, solange er noch warm ist, mit verdünntem Honig an, Salesianum.

Lebkuchen, feiner. 300 Gramm Honig gibt man in eine Messingpfanne und läßt ihn auf gelindem Feuer flüssig werden; dann gibt man 300 Gramm Zucker dazu und läßt beides miteinander aufkochen. Auf einem Backbrett bereitet man 625 Gramm Mehl, 180 Gramm grobgeschnittene Mandeln oder Haselnüsse, 60 Gramm geschnittenes Zitronat, das Abgeriebene einer Zitrone, 1 Kaffeelöffel Zimmt, 1/2 Kaffeelöffel Nelkenpulver, etwas Muskatnuß und einen Löffel Triebsalz. Hat man sich alles hergerichtet, macht man in der Mitte der Masse eine Vertiefung, gibt ein Ei und den aufgekochten, noch warmen Zucker und Honig hinein und wirkt nun alles zu einem festen und glatten Teig. Nach dem Arbeiten läßt man ihn einige Stunden ruhen. Man wallt ihn aus und formt daraus runde oder viereckige Lebkuchen in beliebiger Größe, legt sie auf ein bestrichenes Blech und backt sie in ziemlich heißem Ofen. Nach dem Backen streicht man sie (noch warm) mit Honigwasser an. Sie sind erst nach 2—3 Tagen gut zum Essen. Salesianum.

Hausmittel.

Heißes Fußbad. Durch allmähliges Zugießen von heißem Wasser steigert man die Temperatur bis zum höchsten erträglichen Grade. Das Wasser muß weit an den Unterschenkel hinaufreichen. Ausgezeichnete Wirkung bei heftigen Kopf-, Ohren- oder Zahnschmerzen, Augenentzündung oder Nasenbluten.

Heiße Waschung. Ein Schwamm wird in sehr heißes Wasser getaucht, ausgedrückt und die Oberfläche von schmerzenden Stellen damit sachte überstrichen. So kann man sehr hohen Hitzgrad vertragen. Je größer die Hitze, um so besser der Erfolg. Bei Ischias, Hexenschuß etc. anwendbar.

Frostbeulen. Sehr häufig treten im Winter die schlimmen Frostbeulen auf. Gegen frische Beulen hilft eine Einreibung von 20 Teilen Lanolin mit 3 Teilen Kampferöl. Später zurückbleibende, stark gerötete

Hautstellen wasche man täglich mehrmals mit einer Auflösung von 5 Gramm Alaun und Borax in 30 Gramm Rosenwasser.

Ein vorzügliches Frostwasser ist auch eine Mischung von 200 Teilen Essig und 50 Teilen Ratanha-Tinktur, die man in jeder Apotheke erhält.

Häusliche Ratschläge.

Mittel gegen Schwabenkäfer. Im Monat Mai gesammelte, frische Schößlinge von Lärchen, an die Stellen gelegt, wo die Käfer zum Vorschein kommen, bis die Käfer gänzlich verschwinden.

Oder man stellt an den betreffenden Ort über Nacht einen hohen, schmalen Hafen, dessen Außenseite sehr rauh, dessen Innenseite aber sehr fein glasiert ist. In diesen bringt man ein wenig Mehl und Zucker. Die Käfer können nun wohl in den Hafen hinein, aber infolge der glatten Glasur nicht wieder hinaus.

Oder man verbrennt im Kochherd oder im Kachelofen, wenn sich die Käfer dort eingenistet haben, langsam einige alte, verschimmelte Schuhe. Erfahrungsgemäß verschwinden gleich nach Anwendung dieses einfachen Mittels sämtliche Käfer und selbst eine noch allfällig vorhandene Brut wird vernichtet.

Verwendung von Orangen- und Zitronenschalen. Man schält die Schale der Orangen und Zitronen sehr dünn ab, legt dieselben in ein Glas, gibt genügend feingestoßenen Zucker dazu, schüttelt alles tüchtig durcheinander, so daß die Schale vom Zucker ganz umhüllt ist und verschließt das Glas mit passendem Deckel oder Papier. Ebenso läßt sich auch der Saft der genannten Früchte verwenden, indem man ihm soviel klaren Zucker zusetzt, daß derselbe ganz davon aufgesaugt wird. Das auf diese Weise Gewonnene hält sich monate-, ja jahrelang und ist ein köstlicher Zusatz zu gedünstetem Obst, besonders Aepfel und jedem Backwerk.

Alte Sammtbänder und -Kragen und dergleichen wieder aufzufrischen. Man befestigt das eine Ende des Bandes an einen Nähstein, nimmt das andere Ende stramm in die linke Hand und reibt dann tüchtig mit einem in Benzin getauchten Wollfleck darüber hin. Bald wird das Band wieder schwarz und ansehnlich erscheinen. Das Reiben, wenn es ähnlich dem Polieren ausgeführt wird, hat zugleich den Vorteil, daß es leicht gedrückte Stellen wieder hebt.

Gefrorene Eier werden wieder brauchbar gemacht, wenn man sie in frisches Brunnenwasser legt, in welchem ein Löffel Kochsalz aufgelöst wurde.

Literarisches.

Antonia Jüngst gibt in ihrem neuesten Buche „Die Eichhöfer" (Thum, Kevelaer Bücherhalle,) eine münsterländische Dorfgeschichte, die zu den duftigsten Blüten echter Heimatkunst gehört. Das Motiv ist ernst: Der ältere Bruder läßt den jüngern für den selber begangenen Totschlag büßen. Brausend wie das Leben selber fährt die an Leidenschaft und Leiden so schwere Geschichte über uns hin und nimmt uns mit. Allein sie drückt uns nicht nieder, im Gegenteil, sie macht uns

innerlich reicher, wärmer und reiner. Der Dorfgeschichte reiht sich eine stimmungsvolle Novelle an: Pate Ulrike. Stark klingt hier die lyrische Saite mit und zieht uns in ihren Bann. Bringt die „Bücherhalle" mehr solcher Gaben, so darf sie des Erfolges sicher sein.

Jos. Mayrhofer, **„Was die Alster rauscht"**, Skizzen und Noveletten (Heiligenstadt, F. W. Cordier), geben keine prickelnden Roman-Episoden, sondern stille, feine Bilder aus dem Leben. Darunter sind einige köstliche Stücke mit gemütvoller Darstellung und herrlichem Kolorit, auch Heimatkunst.

P. Leo Fischers **„Gedichte"** (ebenda) werden in unserm Lande besonders Anklang finden, denn es ist Art von unserer Art. Das Bändchen bietet weit mehr, als der bescheidene Titel vermuten laßt: eine große Anzahl Gedichte, darunter wahre Perlen echter Poesie.

In unversieglicher Quelle sprudelt der Born der Heimatkunst dem unermüdlichen Dichter des Böhmerwaldes, Anton Schott. In neuer Auflage liegen **„Die Geierbuben"** vor (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg). Neu erscheinen: **„Notwebers Gabriel", „Der Doktor von Nickelsberg", „Leut' aus dem Wald"** (Habbel, Regensburg). In „Notwebers Gabriel" steckt bei aller Breite der Schilderung so viel eigenes äußeres und inneres Erleben unseres Schriftstellers, daß unsere Anteilnahme von Seite zu Seite wächst. „Der Doktor von Nickelsberg" selber ist ein „fremdes Gewächs" im Böhmerwald, aber die Umgebung ist jenes Milieu von Bauern und Holzhauern, das Schott stets in neuer Beleuchtung zu zeigen versteht. Als feiner Psycholog und trefflicher Naturschilderer tritt Schott in den „Leut' aus dem Wald" uns entgegen.

Ein dichter grauer Nebel umgibt Klara Büttikers **„Höhenmenschen"** (Aarau, Sauerländer). Die Menschen streben wohl nach Licht, aber die bloße Ethik vermag es nicht zu geben. Die Handlung ist ziemlich zerfahren, die Darstellung stellenweise oberflächlich.

Wer sich nach realistischer Lektüre nach dem Sonnenschein und dem Waldesduft der Romantik sehnt, greife zu den **Novellen** von J. B. Diel, S. J., (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung). Die Freude an Waldesgrün und Quellenrauschen, die so gern im Lied sich offenbart, erinnert an den Meister der Romantik, an Eichendorff. Aber auch die Anmut und Anschaulichkeit der Form, die Zartheit der Empfindung und jene Höhensehnsucht, die bei aller Freude an Erdenschönheit die ewige Heimat nicht vergißt, stellt ihn zum Sänger des deutschen Waldes. Die innere Welt ist des Dichters Reich. Da zeigt er uns in Wahrheit „Höhenmenschen" voll Reinheit, Treue und Opfermut, zeigt auch ein „Glück der Entsagung". Der Band zählt sieben Novellen und es wäre schwer zu sagen, welcher der Preis gebühre. Die Illustrationen der neuen Ausgabe werden die Freude an dem Bande erhöhen.

Wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über. Eben komme ich von der Lektüre zweier Weihnachtsbücher: M. Herbert, **„Lebenssprüche und Zeit-**

Alle hier angekündigten und rezensierten Bücher sind in der Buchhandlung Räber & Cie. in Luzern zu beziehen.

betrachtungen" (Alber) und **„Jakob im Walde"** (J. Habbel). Beide Bücher sind Produkte eines vornehmen Geistes. Künstlerisches Gestalten ist M. Herberts geläutertes Erleben, darum gibt sie stets „eine Persönlichkeit und ein Leben." Aus allen Ecken des Lebens holt sie Gedankenschätze und gibt ihnen eigenen, ungemein wahren Ausdruck. So treten ihre „Lebenssprüche" den früher erschienenen Aphorismen vollwertig zur Seite.

Die kurzen Novellen und Skizzen in „Jakob im Walde" zeigen das Gepräge ihrer künstlerischen Eigenart. Wie die Dichterin das Felicerl zeichnet oder die alte Theres, das ist Kunst.

Eine gute Auswahl an reichem Lesestoff in Poesie und Prosa vereinigt das **„Jugendbuch"**, herausgegeben von Wilhelm Kotzde (Band 2, Verlag von J. Scholz, Mainz). In bunter Folge wechseln Gedichte, hübsche Erzählungen, belehrende Aufsätze miteinander ab.

Eine feine Festgabe für unsere Frauen und Töchter ist das zum erstenmal erscheinende **„Amelangs Frauen-Jahrbuch 1911"**, C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, in hochfeiner Ausstattung. Marie von Ebner-Eschenbach, welcher der 1. Jahrgang des vorliegenden Frauen-Jahrbuches gewidmet ist, hat gestattet, die den einzelnen Monaten beigegebenen Denksprüche ihren Aphorismen zu entnehmen. Ihren Werken ist auch die feinsinnige Skizze **„Aus meinen Kinderjahren"** entnommen. Eine kleine, stimmungsvolle Novelle bietet Marie Diers in **„Hast"**, und E. Müllenhoff gibt in ihrer stillen, feinen Art ein Bild aus dem Leben: **„Im Dienste der Kunst."** Höchst beachtenswert ist, was Elsbeth Krukenberg **„Ueber die Frau und die Jugenderziehung"** geschrieben. Klar, innerlich geschlossen ist Karl Streckers Lebensbild von Klara Ziegler. Alfred Regener geht in seiner Skizze über Richarde Huch stillschweigend über die Tendenz mancher ihrer Schöpfungen hinweg und zeigt das Bild von der Lichtseite. Johanna Lob's Skizze über Florence Nightingale ist einfach, klar und übersichtlich. Mit poetischen Beiträgen sind neben Dora Stieler, Ada Negri, auch L. Rafael und E. Gnauck-Kühne vertreten.

Der Band ist mit einem sehr guten Bilde Marie von Ebner-Eschenbachs geschmückt und verdient warme Empfehlung.

Geschmackvolle

Einbanddecken

zu „St. Elisabeths-Rosen"

sind à 90 Cts. zu beziehen bei **Räber & Cie.** in **Luzern.**

Bestellungen beliebe man gefl. umgehend einzusenden.

Auf Wunsch wird auch das Einbinden besorgt.

Einbanddecken für den Jahrgang 1909 stehen ebenfalls gerne zur Verfügung.

Ein vortreffliches Buch gibt Elise Kronberg unter dem Titel: **„Mädchenerzählungen deutscher Dichter"** heraus (Köln, Bachem). In einer kurzen Einleitung charakteriiert die Herausgeberin in feiner, mustergültiger Art die einzelnen Beiträge die aus den Werken von Aurbacher, C. Brentano, J. P. Hebel, E. Mörike, H. Kurz und A. Stifter ausgewählt sind.

Eine der besten Erzählungen für Mädchen aus der Sammlung **„Wildrosenzeit"** gibt M. Maidorf in **„Wege des Glücks"**. Das Buch zeigt drei Töchter, die „in's Leben" treten müssen. Die eine wird ein bescheidenes Hausmütterchen, die andere findet als Lehrerin Beruf und Wirkungskreis; die dritte betritt die Künstlerlaufbahn, landet jedoch ebenfalls im Hafen einer stillen Häuslichkeit.

M. H.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Frau Anna Hammer-Fröhlicher.

In den letzten Dezembertagen ging durch die Gauen der Schweiz die Trauerkunde vom unerwartet raschen Hinscheid von Frau alt-Bundesrat Hammer-Fröhlicher von Solothurn. Allen unsern auf dem Gebiet der Charitas arbeitenden Frauen war die edle, im besten Sinne vornehme Erscheinung gar wohl bekannt, war ja Frau Anna Hammer stetsfort dabei, wo es galt, charitative Bestrebungen zu beraten. Stets trug sie in diese Kreise hinein ein aus der Erfahrung geschöpftes Urteil, gesprochen in einer liebenswürdigen, unaufdringlichen Weise, und was sie bei diesen Tagungen an Anregung gewann, blieb nicht unausgeführt. Vor ganz wenig Wochen wohnte sie auch einer Sitzung des kath. Frauenbundes mit großem Interesse bei und die Versammlung zählte vertrauensvoll auf ihre geschätzte Mitarbeit. Unerwartet rasch hat ein herbes Geschick ihrem segensvollen Wirken ein Ziel gesetzt zur Trauer aller derer, die je mit der edeln Frau in Beziehung kamen. — Die Blätter haben bereits das Bild der zu früh Geschiedenen gezeichnet. Das Organ des schweiz. kath. Frauenbundes aber widmet der Edeln in Hochachtung und Dankbarkeit ein pietätvolles Gedenken. —

Soziale Aufgaben auf dem Lande.

Unter diesem Titel erschien aus der Feder von Dr. A. Kättenschwiller eine interessante Arbeit. Mannigfach sind die Klagen über den Rückgang des Bauernstandes mit seinen patriarchalischen Familienidealen und seiner kernhaften Kindererziehung, dessen beste Kräfte gehen auf in der Industrie und der mit der Blütezeit dieser letztern in Verbindung stehenden Landflucht. Einfachheit und Genügsamkeit verschwinden, Genußsucht nimmt überhand und gebiert Sitten- und Glaubenslosigkeit.

Doch was nützt es, diese Uebelstände zu konstatieren und zu beklagen und dann müßig das Feuer seinen Raub verzehren lassen. Der Verfasser der genannten Schrift tut nicht also. Er spürt mit tiefem Einblick in die Verhältnisse nach den Ursachen und der folgerichtigen Entwicklung der Notstände und geht dann einen guten Schritt weiter, indem er nach Mitteln sucht, jene zu verhüten und zu bekämpfen. Das Studium der zeitgemäßen Auseinandersetzungen ist allen, die es mit dem Volke gut meinen, und die sich sozial betätigen wollen und können, sehr zu empfehlen; sie werden aus diesen Orientierung und Wegleitung schöpfen.

Insbesonders möchten wir auch die Sektionen des kathol. Frauenbundes darauf aufmerksam machen, es wird ihnen ein Leichtes sein, die Anregungen auf ihr spezielles Programm zu übersetzen.

Auch die Frauen haben sich zu beteiligen an jener Wohlfahrtsfürsorge, von der der Verfasser sagt, „daß sie auf dem Boden gemeinsamer und gemeinnütziger Arbeit die Kräfe finden und zusammenfassen werde, die im Landvolke liegen, um damit die Liebe zur Dorfheimat und die Freude am heimischen Volkstum zu finden und eine gesunde und seßhafte Landbevölkerung zu erhalten und zu schaffen."

* * *

Den Frauenkreisen wird es zunächst obliegen, den Damm gegen die Landflucht unter der weiblichen Jugend zu bauen, denn hier nimmt diese ebensosehr überhand wie bei der männlichen Jugend. Da muß aber die ganze Erziehung systematisch einsetzen.

Warum haben wir keine Arbeitskräfte mehr für die Hauswirtschaft, zumal die ländliche, die noch die Landarbeit mit in ihren Rahmen zieht? Die Industrie ist eine gebietende Großmacht geworden. Sie hat viel Segen ins Land gebracht — aber das Monopol für den Brotkorb besitzt sie nicht. Und wenn sie neben sich keinen andern Ansprüchen Raum gestattet, der Familienmutter wehrt, ihren Pflichten als solche zu genügen und der jugendlichen Fabrikarbeiterin keine Zeit und Gelegenheit einräumt, sich für ihren künftigen weiblichen Beruf zu schulen, dann schafft sie Notlagen. —

Doch, gehen wir noch weiter zurück; zu was empfangen unsere Mädchen im schulpflichtigen Alter im Elternhaus Schulung? Erzieht nicht die Hausindustrie schon die kunftige Fabrikarbeiterin, die bereits mit dem Stundenlohn rechnet und jede Arbeit, die in Küche, Haus und Garten oder am zerrissenen Röcklein zu tun wäre, als eine Störung für die Erwerbs-

arbeit und eine Schmälerung des Zahltages betrachtet. Wie aber sollten dann dem Mädchen die so wichtigen Küche-, Haus-, Garten- und Feldarbeiten vertraut und lieb werden? Wo sollten da Dienstmägde großwachsen?

Die Wahl, welcher Weg nach der Schulentlassung einzuschlagen sei, ist bald getroffen. Hier ist „leichtere", zusagendere Arbeit, wöchentlich oder monatlich Klingendes auf die Hand, von dem man in die Familienkasse nur den Zehnten abliefert, mehr Freiheit, ungezwungener Verkehr mit Genossen beiderlei Geschlechts und wie das Verlockende alles heißt.

Springen auch Vereinzelte von der Fabrikarbeit wieder ab, so geschieht dies, um vielleicht eine Kellnerinnen- oder eine Saisonstelle als „Saaltochter" anzunehmen oder auch wohl, um nach den goldenen Aepfeln einer sozial höher gestellten Stadtmagd zu fahnden. Zur Dienstmagd aufs Land, da hat man übrigens zu feine Hände und zu schöne Kleider. Da wage es nur einmal eine Frau vom Lande, sich in einem städtischen Plazierungsbureau oder Dienstbotenheim nach einer Stütze umzusehen, sie wird von den Stellesuchenden mit vornehmem Lächeln abgewiesen, als wäre ihre Anfrage eine Zumutung. Das sind Tatsachen, die in den Frauenkreisen genugsam bekannt sind, wir können uns darüber nicht aufhalten, sondern müssen sie als natürliche Folge der Zeitverhältnisse betrachten — eines soll uns jedoch beschäftigen: wie wir Wandel schaffen.

Am erfolgreichsten ließe sich dieses durch die Familienerziehung herbeiführen, aber diese ist es, die zentrifugale Bahnen geht. Da bedarf es einer auf eine ganze Generation sich hinziehenden systematischen Umpfropfung der Familienerziehung durch andere gesunde Einflüsse. Die Mädchenschulen, die wir uns in Händen von Lehrerinnen denken, haben hier in die Lücke zu treten. Wenn wir irgendwo im öffentlichen Gebiet der Frau eine Stimme eingeräumt wissen möchten, so ist dies bei Abfassung des Lehrplanes für Mädchenschulen. Sie würde dafür eintreten, daß in diesem der in die gesamte Hauswirtschaft einschlagenden Materie mehr Raum gewährt würde. So würden z. B. Nahrungsmittellehre bezw. Küchenchemie, Pflanzen- und Gartenbaukunde, Kinder- und Krankenpflege zu ihrem Rechte kommen mit möglichster Anlehnung an die Praxis — deshalb wenn tunlich Schulküche und Schulgärten.

Dadurch ergeben sich für diese wichtigsten Tätigkeitsgebiete unserer Mädchen Kenntnisse und durch diese Interesse und Lust zur Hauswirtschaft, die bei vielen nur mangels Anregung unentwickelt bleiben. Der anzuregende fröhliche Wetteifer unter den Hauswirtschaftsrekruten und das Aneifern sowie das Interesse seitens der Schule für die von den Mädchen in der eigenen Häuslichkeit vorgenommenen Proben sind treibende Faktoren, die nicht unterschätzt werden dürfen. Dabei darf auch nicht unerwähnt bleiben, wieviel durch richtige Hauswirtschaft gespart und gefördert wird an Kraft, Gesundheit, Intelligenz, Wohlstand, häuslichem Behagen, Frieden und welche Ehre es ist, die Quelle von all diesen guten Gaben fließen zu machen, sei es auch als Dienstmagd. — Ob so nicht manchem Mädchen der Gedanke eher näher gerückt wird, in den häuslichen Arbeiten seinen Beruf zu erblicken?

Diese elementaren Vorschulen finden ihren Ausbau dann in den eigentlichen Haushaltungsschulen oder -Kursen, wie Koch-, Glätte- und Gartenbaukurse. Möchten doch alle unsere ländlichen Frauenvereine an die Gründung solcher herantreten, was auch der Verfasser der genannten Schrift als einen Programmpunkt der Wohlfahrtsfürsorge bezeichnet. Es handelt sich auch hier nicht bloß um das Erwerben der nötigen Kenntnisse, sondern auch um das Erzeugen der richtigen Würdigung des Haushälterinnen- und des Dienstbotenberufes, des Hinweises auf die speziellen Vorteile der Dienstmagd auf dem Lande.

Gewiß gereicht es Dienstbotenschulen zu großem Verdienst, wenn sie in der Ausbildung ihrer Zöglinge diesem Gesichtspunkt besondere Berücksichtigung schenken. Wenn nicht sowohl das Wichsen eines Parkettbodens und die Besorgung der feineren Küche Hauptsache sind, sondern wenn sich die Mädchen auch anzuschicken wissen, Brot zu backen, Gartenarbeit und Kleinvieh zu besorgen und wenn in ihnen ein einfacher, genügsamer Sinn gezogen wird. Schließlich bleiben unsere Landmädchen ja doch die gesündesten, diejenigen, die am wenigsten sittlichen Gefahren ausgesetzt sind und die sich den Sparpfennig zu erhalten wissen.

Darum geben wir uns Mühe, diese lange vernachlässigte, geeignete Ausbildung und Erziehung wieder herbeizuführen und interessieren wir uns für Plazierung der Geschulten in gutem Hause.

Es könnten aber auch noch andere tüchtige Arbeiterinnen, wie Schneiderinnen und Modistinnen dem Dorfe erhalten bleiben, wenn die Frauen besserer Stände sich für deren Fortkommen interessieren und dafür Hand bieten würden, indem sie den Hut nicht von Paris und das Kleid nicht von Berlin beziehen. Dadurch könnten sie vielleicht zugleich Einfluß gewinnen auf die Art und Weise, wie die jungen Verschönerungskünstlerinnen die Mode verwalten würden.

Wohlwollende Fühlung mit den Jugendlichen — wahrhaft schwesterliche und mütterliche — anläßlich der verschiedenen durch die Frauenvereine zur praktischen Mädchenausbildung veranstalteten Kurse, Verständnis und Genügen der Ansprüche an erlaubte Fröhlichkeit, bahnt den Weg für Einwirkung in wichtigen und ernsten Dingen. —.

Dienstbotenschule in Bremgarten.

(Eingesandt.)

Nicht weit von der Reußbrücke in Bremgarten, hart an der Straße, die nach Wohlen führt, steht ein großes, älteres Haus, in dem sich eine Haushaltungsschule, hauptsächlich zur Heranbildung von weiblichen Dienstboten, befindet. Diese Dienstbotenschule wurde vor drei Jahren von der aarg. Sektion des Mädchenschutzvereins gegründet und genießt seitdem erfreulichen Zuspruch. Dienstag den 20. Dezember war Schlußprüfung eines 5-monatlichen Kurses. Die Art und Weise, wie diese Prüfung abgehalten wurde, gestaltete sie zu einem Schlußfestchen.

Das alte Haus selbst schien an diesem Festchen teilzunehmen, so vergnügt schaute es aus seinen hellen Scheiben zwischen den weißen Laden den Besuchern entgegen. Fleißige Mädchenhände hatten ihm aber auch große Ehre angetan und es von der Türklinke bis unter das Dach gar sauber gefegt, gewichst und gerieben und sogar dem Estrichboden die Runen und Runzeln gewaschen. Letzteres war sicher ein Geduld und Mühe heischendes Putzubungsstück und zugleich ein Beweis, daß der Unterricht im Reinmachen nichts zu wünschen übrig läßt. In der Küche durfte man leider nicht stören, um nicht eine Verspätung des Examenessens zu verschulden. Ein Blick durch die Küchentüre zeigte uns, mit welch' großem Eifer die Küchenrekruten unter ihrer bewährten Leitung im Feuer standen. Das Zimmer nebenan, für gewöhnlich Schulzimmer, war heute Speisesaal. Sonntäglich war der Tisch gedeckt, sonntäglich war das Essen und die Bedienung aufmerksam, ruhig und bescheiden.

Die mündliche Prüfung fand, da sich in der Dienstbotenschule selbst kein genügender Raum befindet, in der St. Josefsanstalt statt. Hier waren denn auch die während der Kurszeit angefertigten Handarbeiten ausgestellt. Eine Menge der verschiedenartigsten Flickereien, ausgeführt an Weißzeug und Kleidern, neue Wäschestücke, dann chemisch gereinigte Kleider und gewaschene und gebügelte Kleider und Wäsche. Ferner ein ganzer Tisch voll selbstgebackener Süßigkeiten und sterilisierter Früchte und Gemüse. Auch die fast durchweg nett geschriebenen Haushaltungshefte, die zukünftigen Berater und Nothelfer der Mädchen, waren zur Einsicht aufgelegt. Für jetzt noch steckte alles, was diese Hefte enthielten, frisch in den Köpfen drin, wie uns die mündliche Prüfung zeigte. Diese Prüfung ließ durchblicken, wie gründlich, anschaulich ins Kleinste eingehend, sozusagen fast handgreiflich der Unterricht erteilt wurde. Und manches nicht Handgreifliche, aber Unschätzbare zur Befestigung des innern Menschen ist dabei mitgeflossen und mitgegeben worden als Leitstern für's Leben. Einige gute Samariterübungen bildeten einen hübschen Abschluß der Prüfung.

Der Anerkennung und dem Dank, den HH. Pfarrer Meyer den Lehrenden und Leitenden der Anstalt aussprach, schlossen sich die zahlreichen Besucher, wenn auch unausgesprochen, freudig an. Die Anstalt hat in der kurzen Zeit ihres Bestandes, trotz vieler Hindernisse, erstaunliche Fortschritte gemacht, Dank der ausdauernden Mühen und Opfer ihrer Leiter und der Opferwilligkeit ihrer Gönner. Mögen der jungen Schule immer mehr Sympathien erwachsen und dadurch auch Mittel zufließen zu ihrer Weiterung und Hebung, sowie zur Vergrößerung und Verbesserung ihrer Räumlichkeiten. Alles zu Nutz und Frommen unserer Mädchen und der Familie.

Der nächste Kurs beginnt den 15. Februar und sind Anmeldungen rechtzeitig an Frl. Anna Meyer, Präsidentin, in Brengarten zu machen, da nur 15 Schülerinnen aufgenommen werden können. Töchter, die beabsichtigen, nach dem Kurse eine Dienststelle anzunehmen, bezahlen Fr. 110, und besser gestellte Töchter Fr. 130 für 5 Monate.

Eine drollige Geschichte.

Der Besuch war endlich fort, das Geschirr reingewaschen, das Silber und Kupfer blank geputzt und nun ging Lenchen, die Köchin, endlich in ihre Schlafkammer. Bald

ruhte sie in Morpheus Armen, denn sie war totmüde. Kein Wunder! denn von allen Türmen verkündeten die Glocken die mitternächtige Stunde.

Nun begann in der Küche ein Flüstern und Wispern, das nach und nach in einen ziemlich heftigen Wortwechsel ausartete. Der Streit drehte sich um die Frage, wer wohl des Hauses schönem Töchterlein am liebsten sei.

„Unstreitig ich!" meinte der Kaffee, dessen Stimme recht hohl klang aus der Büchse heraus. „Ein Täßchen Kaffee ist ihr immer willkommen und sie schlürft mich mit großem Behagen."

„Aber wenn ich nicht wäre, könnte sie dich ja gar nicht genießen," schnaubte die Kaffeemühle. „Und wenn sie mich braucht, singt sie immer ein Liedlein dazu, doch gewiß nur aus Freude über mich!"

„Unsinn!" brummte das Wiegenmesser. „Wenn sie Fleisch hackt mit mir, so singt sie noch viel schöner und immer rühmt sie meine guten Eigenschaften."

Nun kam eine Stimme aus dem Milchtopf: „Ihr vergeßt wohl ganz, wie gern sie mich hat; wie oft des Tages tippt sie mit dem Fingerlein in meine köstliche Sahne, die sie abschleckt mit größtem Eifer."

„Und eben so oft entnimmt sie mir ein Zückerlein, das sie mit Lust knuspert," ließ sich die Zuckerbüchse hören.

Es herrschte ein ordentliches Gelärme in der Küche, alle wollten Recht haben.

Nur ein Stück Goldseife blieb ruhig und insichgekehrt auf seinem Gestell und mischte sich nicht in die allgemeine Aufregung.

„Sie soll selbst entscheiden," rief die Küchenwaage, „wem sie den ersten freundlichen Blick zuwirft beim Eintritt in die Küche, den wollen wir als ihren Liebling anerkennen." Damit war man allgemein einverstanden.

Am Morgen kam schön Hedwig schon frühe, immer frisch und heiter. Sie trug einige Spitzen in der Hand, die sie offenbar selbst waschen wollte. Richtig nahm sie ein Waschbecken, schaute dann forschend auf das Gestell und als sie das Stück Goldseife erblickte, lächelte sie freundlich.

„Welch ein Glück, daß noch Goldseife da ist," sagte sie zur Köchin, „sie leistet wirklich ausgezeichnete Dienste." Und mit zärtlichem Ausdruck langte sie das Stück herunter.

„O Fräulein!" ließ sich nun die Köchin vernehmen, „Goldseife lasse ich das ganze Jahr nie ausgehen, denn wissen Sie auch, daß ich ihr mein Lebensglück verdanke? Mein Franz war über meine schneeweißen Schürzen und Häubchen immer so entzückt, daß er gleich um meine Hand frug, hoffend, daß er nicht nur eine gute Köchin heimführe, sondern daß er auch mit seiner Leibwäsche überall Ehre einlegen werde! Er soll sich nicht täuschen!" Und auch sie gab dem Stück Goldseife einen geradezu verliebten Blick, sodaß diese einen doppelten Triumph feierte.

Da ließ sich in der Pfanne auf dem Feuer ein eigentümliches Brodeln hören. Es war die Milch, die solchen Lärm verursachte, denn aus Neid war sie sauer geworden und geschieden.

Insertions-Preise: 25 Cts. per Nonpareille-Zeile; bei unveränderter Wiederholung 20 Cts.

Inserate

Bei grössern Aufträgen und mehrern Wiederholungen Extra-Rabatt. Stellengesuche 20 Cts. Reklamen 1 S.

Verlag von Räber & Cie.,

Buchdruckerei, Buch- und Kunsthandlung, Luzern

In unserem Verlage erschien in **vierter** Auflage:

Ob wir Ihn finden?

Gedankenwanderungen durch Grosswelt und Kleinwelt, Innenwelt und Aussenwelt von **A. Meyenberg.**

216 Seiten. Preis broschiert Fr. 1 75, in Geschenkband Fr. 3.—

Bestellungen beliebe man umgehend zu senden an

Räber & Cie. in Luzern.

Briefwechsel zwischen Alban Stolz und einer Konvertitin

ist soeben erschienen u. d. T.:

Fügung und Führung. Ein Briefwechsel mit Alban Stolz. Herausgegeben von Dr. J. Mayer. Zweite u. dritte Auflage. Geb. in Leinwand *M* 3.—

„Das Buch wirkt wie eine psychische Offenbarung", so bekundet der „Gral" seine Ergriffenheit von diesem selten schönen Briefwechsel. Das „Hochland" sieht darin eine „hervorragende Bereicherung der apologetischen Literatur". Ein Priester und ein Laie schrieben es. Eine Seele, die in rührender Sehnsucht Gottesfrieden sucht, und eine andere starke, feurige, reiche, die ihn spendet — in zwei Menschen, die sich nie sahen. Die eigenartige Hirtennatur des Priesters Stolz tritt hier so klar wie selten sonst zutage. Der „Literarische Jahresbericht" des Dürerbundes (1910) zählt das Buch deshalb „zu den besten religiösen Schriften".

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Tuchfabrikation

Gebrüder Ackermann in Entlebuch.

Wir beehren uns, unser Geschäft unserer werten Kundschaft und einem weitern Publikum speziell auch für **Kundenarbeit** in Erinnerung z. bringen

Wir fabrizieren Tuch

ganz- und halbwollene Stoffe **für solide Frauen- u. Männerkleider** und bitten genau auf unsere Adresse 3723

Gebrüder Ackermann in Entlebuch

zu achten. Durch die während Jahrzehnten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen in der

Tuchfabrikation

sind wir imstande **jedermann reeller bedienen.**

Um rechtzeitig liefern zu können, bitten wir um baldige Einsendung des Spinnstoffes, Schafwolle oder auch Wollabfälle. **Gebrüder Ackermann.**

FILZ — in allen Farben und Qualitäten für Handarbeiten, Decken, Unterlagen, Jupons, Teppiche etc. empfiehlt **Filzfabrik Wil** (Kt. St. Gallen) Muster auf Verlangen gratis und franko. H 4489 G

Richter's Ankersteinbaukasten

ein Idealspiel für Kinder jeden Alters ist zu beziehen durch **Räber & Cie., Luzern**

Nur ein Versuch!

Wunderbar Wunderbar

Magenleiden - Nierenleiden - Herzleiden

Schwindel, Ohnmacht, Appetitlosigkeit, ängstliches Gefühl, Aufstossen, Sodbrennen, Blähungen, chron. Stuhlverstopfung u. sämtliche so überaus zahlreichen Magenkrankheiten werden fast über Nacht geheilt durch Prof. Dr. Ruff's

Englische Magentropfen.

Preis 3 und 5 Frk. Uc

Alleinversandt · 8900

Kronenapotheke No. 32 Olten.

Kleine Altar-Ausrüstungen

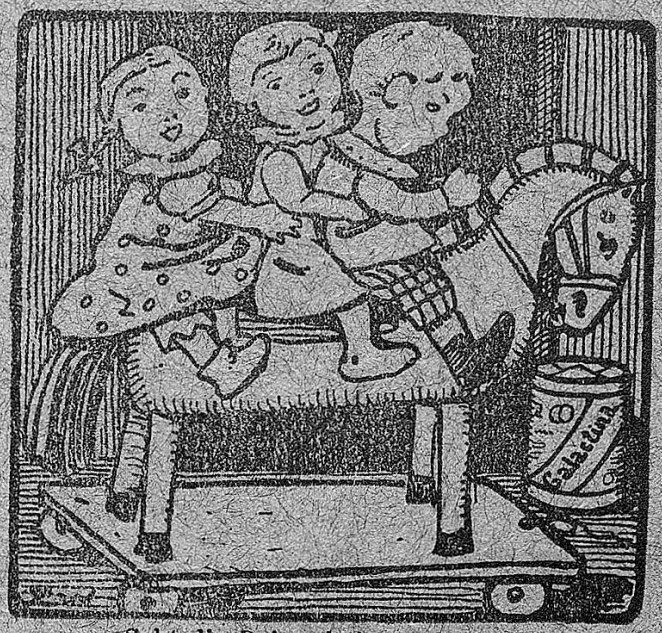
in sehr grosser Auswahl.

Messkännchen, Kelche, Ciborien, u. s. w.

vorrätig bei

Räber & Cie., Luzern

GALACTINA
Alpen-Milch-Mehl
Beste Kinder-Nahrung
In Apotheken, Drogerien etc



Seht die Reiter kühn und stolz!
Ist das Pferdchen auch von Holz,
Doch es trägt sie alle drei
Nach dem Galactina-Brei.

5915

Couverts mit Firma liefern
Räber & Cie., Buchdruckerei, **Luzern.**

35 Jahre
als **bestes Hausmittel** bewährt hat sich
GOLLIEZ'
PFEFFERMÜNZ-KAMILLENGEIST
Marke „2 Palmen".
Lindert rasch: **Magenbeschwerden, Leibschmerzen** und **Ohnmachten.**
Zu haben in allen Apoth. i. Fl. à 1 u. 2 Fr
Apotheke Golliez in Murten

Im Verlag von Räber & Cie. in Luzern
erscheint nächstens:

Bundesrat Dr. Josef Zemp
Lebens- und zeitgeschichtliche Erinnerungen
von
J. Winiger, Ständerat und Redaktor des „Vaterland"
ca. 450 Seiten mit Illustrationen

Diesem monumental angelegten Werke gebührt ein Ehrenplatz in der Bibliothek eines jeden Schweizerbürgers, der sich um die Geschichte seines Vaterlandes und seiner politischen Bewegungen in den letzten vierzig Jahren interessiert. Vorab aber wird das konservativ-katholische Volk des Kantons Luzern wie der ganzen Schweiz, dem Andenken des großen Staatsmannes, seines hochangesehenen langjährigen Führers und Beraters, ein dankbares Andenken bewahren und es mit Freuden begrüßen, daß ein so kompetenter Verfasser uns Zemp's Leben in seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung anschaulich vor Augen führt.

Vorbestellungen werden von jeder Buchhandlung und dem Verlag gerne entgegen genommen und sofort nach Erscheinen ausgeführt.

Schönheitspflege

ist nicht als Eitelkeit aufzufassen, sondern als heilige Pflicht, als ein Gebot der Achtung vor dem Werke Gottes, der den Menschen schön erschaffen und die Liebe zur Schönheit in ihm gepflanzt hat.

Wenn Ihnen daran liegt, Sommersprossen, Runzeln und Falten, Teintfehler u. s. w. zu beseitigen, Schönheit und Jugendfrische bis ins hohe Alter zu erhalten und sich damit eine Quelle ständigen Glückes zu verschaffen, so wenden Sie

meine natürliche Schönheitspflege an, die auch sicher hält, was sie verspricht.

Haben Sie Vertrauen zu nachstehenden Präparaten zur Selbstbehandlung, der Erfolg ist in jedem Falle sicher, wofür ich Ihnen garantiere.

Ihr Teint!

In 10—14 Tagen erlangen Sie bei Anwendung des Mittels „Venus" einen blendendreinen, jugendfrischen Teint. — Durch stete Erneuerung der Oberhaut (*Epidermis*) entsteht unmerklich eine neue Haut. Die alte Haut ist dann verschwunden und mit ihr alle Teintfehler wie Sommersprossen, Mitesser, Säuren, Flecken, Runzeln, Krähenfüsse etc. Wiederkommen unmöglich. **Preis Fr. 4.75.**

Diesem Mittel wird gratis die Broschüre: „Die moderne Schönheitspflege" beigefügt.

Ihr Haar!

Wenn Ihnen an der Erlangung schöner Haare, an der Erhaltung derselben gelegen ist, dann wenden Sie meine natürliche Haarpflegemethode „Lorelei" an, die Ihnen schnell und mühelos zu prächtigem üppigem Haar von seidiger Weichheit und duftiger Fülle verhilft, ohne zu schaden. Unentbehrlich gegen Schuppen, Haarausfall, Kopfjucken etc. **Preis Fr. 3.75. 2 Flacon 7.—**

Ihre Formen!

Zur natürlichen Vergrösserung und Festigung der Büste ist „Juno" ein sicheres zuverlässiges, schnell wirkendes Mittel. Aeusserliche Anwendung. Einmalige Anschaffung genügt. **Preis Fr. 6.—**

Korpulenz, starker Leib, breite Hüften nehmen normale graziöse Formen wieder an bei Anwendung von „Norma". **Preis Fr. 6.—**

Ihre Augen!

Durch zielbewusste, vernünftige Behandlung lassen sich die Augen zu vollkommenster Schönheit entwickeln. Mit „Bellona", einem vegetabilischen, absolut unschädlichen Präparat wird schon vom ersten Tage ab die Ausdrucksfähigkeit der Augen und deren Glanz erhöht. Der Blick wird frei und offen, das Auge lebhaft. Gedunsenheit und Röte der Lider schwinden, die Wimpern und Brauen werden lang, seidig und schön geschwungen. **Glasdose Fr. 9.— halbe Glasdose Fr. 5.—**

Versand diskret

(versiegelt, ohne Angabe der Firma und des Inhaltes) gegen Nachnahme oder Voreinsendung (auch Briefmarken).

Adresse: **Frau H. D. Schenke, Zürich,** Löwenplatz 43.

Wir machen aufmerksam auf unsere beliebten Kalender für 1911:

Der christliche Hauskalender

Der Thüring'sche Hauskalender

Wandkalender auf Karton aufgezogen à 30 Cts.

Taschenkalender mit Märkten und Papier für Notizen à 30, 70 Cts. und Fr. 1.—.

Räber & Cie., Buchhandlung,

Frankenstraße und **Weinmarkt.**